

I. Buch.

Das Costüm des Alterthums.



1. Kapitel.

A e g y p t e r.

Rechnen wir von heute ab achtzehnhundert bis zweitausend Jahre, so stehen wir im Beginn der Geschichte unserer Vorfahren, bevor sie noch den Versuch machten aus der Barbarei zur Civilisation sich herauszuarbeiten. Nehmen wir ein weiteres Jahrtausend hinzu, so stoßen wir auf die ersten Anfänge der griechischen Cultur, Anfänge von orientalisches-barbarischer Art, die noch keine Ahnung von einem Phidias, Sophokles oder Plato aufdämmern ließen. Rechnen wir aber diesen Zeitraum von dreitausend Jahren, der die ganze classische und moderne Cultur von ihren ersten Keimen an umfaßt, noch einmal, und steigen wir wiederum um so viel in die Vorzeit hinauf, so kommen wir grade auf jenen Moment, da das ägyptische Reich aus vereinzelten Stämmen sich zusammenschloß und seine Geschichte, seine beglaubigte Geschichte kann man sagen, beginnt. Es ist viertausend Jahre vor Christi Geburt — auf einige Jahrhunderte, um welche die Rechnungen der Gelehrten von einander abweichen, kommt es nicht an —; es ist die Zeit, da die Bibel die Welt erschaffen läßt.

Nun, dreitausend Jahre vor dem Beginne aller griechischen Cultur, was soll man von Leben und Civilisation an den Ufern des Nil erwarten in der langgestreckten Enge zwischen der unermesslichen lybischen Wüste und der todten

Steingegend, welche das fruchtreiche Thal vom rothen Meere trennt? Gewiß alle Zustände eher, als die der Bildung, der Cultur, der staatlichen Ordnung.

Aber mit nichts. Derselbe König Mena, der, wie berechnet wird, im Jahre 4157 vor Christi Geburt die Regierung antrat und durch Einigung der Stämme oder Gaue das ägyptische Reich gründete, derselbe wird von einem seiner Nachfolger beschuldigt den Luxus eingeführt und die Aegypter zu Aufwand und Ueppigkeit verleitet zu haben, und er wird deßhalb mit Einwilligung der Priester — auch diese Culturseite zählt also schon nahezu sechstausend Jahre — verflucht und der Fluch auf eine Stele eingegraben. Sein Nachfolger Teta, Tuta oder Athotis war ein Arzt, wie Manetho sagt, und dessen Mutter — es wird nicht gesagt, daß sie die Gemahlin des Königs Mena gewesen — gab sich nicht minder mit Künsten der Civilisation ab. Im Papyrus Ebers liest man von ihr: „Ein anderes Recept, die Beförderung des Haarwuchses betreffend, bereitet von Frau Schesch, Mutter Seiner Majestät des Königs von Ober- und Unter-Aegypten, Tuta.“ Ein Recept für den Haarwuchs ist freilich von geringfügigster Bedeutung oder von gar keiner für die Cultur der Menschheit, aber welche Höhe der Eitelkeit, welche Feinheit der Toilettenkunst, welche Entwicklung des Luxus, ja welche Stufe der Volksbildung setzt es voraus!

Läßt man außer Betracht, daß es zur Zeit des ersten Königs Mena schon verschiedene Musikinstrumente gab und die Aegypter sich bereits an ähnlichen Brettspielen wie Dame und Schach erfreuten, so wird doch eine hohe Cultur auch durch andere Umstände bewiesen. Einer der nächsten Nachfolger des Mena war ein medicinischer Schriftsteller, und in der sechsten Dynastie, also noch im vierten Jahrtausend vor Christi Geburt, giebt es einen „Vorstand des Hauses der Bücher“, folglich auch eine Literatur, groß genug eine königliche Bibliothek in einem eigenen Hause zu bilden. Es gab aber auch Gelehrte damals und zwar Gelehrte mit dem vollen Bewußtsein ihrer Wichtigkeit und ihres Werthes wie heute, welchen schon das älteste Buch der Welt, eine Schrift der Lebensweisheit, verfaßt vom königlichen Prinzen Ptahhotep aus der fünften Dynastie, also mehr denn fünftausend Jahre vor uns, ihre Eitelkeit vorwirft. Der Gelehrte solle nicht glauben der Art Großes zu leisten, daß sich die kommenden Geschlechter seiner erinnerten, „denn siehe, sagt er, ein großes Thier ist das Krokodil, wenn

es auftaucht aus dem Flusse; sobald es aber wieder verschwindet unter die Fläche, ist der Spiegel des Wassers im Augenblick glatt wie zuvor.“ Die vierte Dynastie ist schon mit Chufu, Chafra und Menkera die Schöpferin der großen Pyramiden, jener gewaltigen Werke, die, so einfach sie sich in ihrer äußeren Gestalt darstellen, nicht minder Höhe und Vielseitigkeit der Technik wie Großartigkeit des Gedankens voraussetzen. Noch früher, der dritten Dynastie schon gehört die aus dem Felsen gehauene, in ihrer Nähe befindliche Riesensphinx mit dem Portraittkopf des Königs Huni an, dessen Antlitz heute durch Kanonenschüsse entstellt ist.

Dieses colossale Sculpturwerk zeigt, welche Höhe der Ausbildung die Sculptur der Aegypten schon damals erreicht hatte, eine Höhe, die eher zu sinken als zu steigen scheint, wenn man beobachtet, wie die Statuen das Portraitartige und Individuelle, was ihnen in der älteren Zeit zu eigen ist, mehr und mehr verlieren und, unter dem Einfluß der Priesterherrschaft in canonisch-typische Formen gerathen, einem gebundenen Stil anheimfallen. Diesen Umstand muß man auch in Betracht ziehen bei der Beurtheilung der Malereien, welche in unermesslicher Fülle die Wände der Tempel und Grabmonumente bedecken, alle Begebenheiten des Cultus, der Geschichte, des öffentlichen und häuslichen Lebens darstellend, eine unerschöpfliche Fundgrube für das Studium der Cultur und des Costüms. Freilich sind diese Figuren flach, illuminirt ohne Schatten und Licht, in verkehrte Perspective gestellt, das Gesicht z. B. im Profil, die Augen in voller Länge von vorne gezeichnet, aber man sieht den festen Umrissen und den richtigen Verhältnissen an, daß traditionelle Vorschriften es sind, welche die Hand geleitet haben.

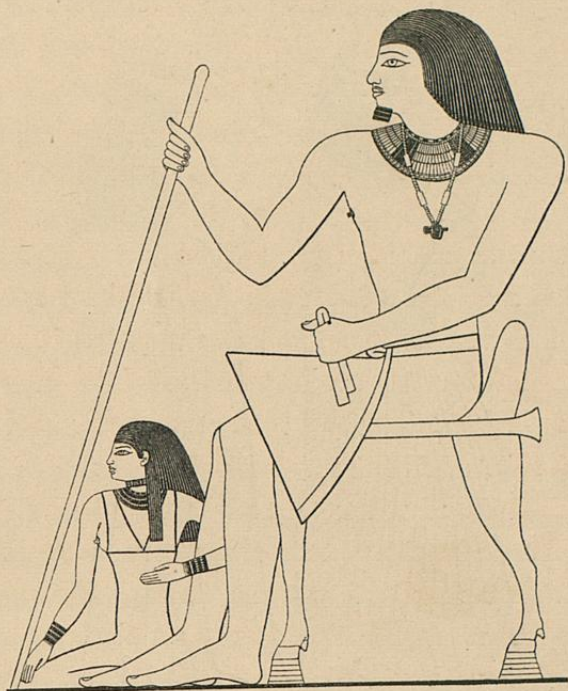
Also Toilettenkünste, gesellschaftliche Spiele, Literatur, Gelehrte und Bibliotheken, Riesenwerke der Kunst, vollendete Technik, Portraitstatuen und Wandgemälde, was ist mehr nöthig, um den Aegyptern schon in der frühesten so weit abgelegenen Periode ihrer uns bekannten Geschichte einen hohen Grad der Cultur zuzuschreiben? Es entspricht diesen äußeren Zeichen der Cultur, wenn sich in dem schon erwähnten Werke Ptahhotep's, des Königs-
sohnes, die Vorschrift findet: „Wenn du weise bist, so besorge dein Haus aufs beste; liebe deine Frau ohne Zank, nähre sie, schmücke sie, das ist der Luxus ihrer Glieder; laß sie duften von Wohlgerüchen, erfreue dich

ihrer alle Zeit, die du lebst; sei nicht roh.“ Etwas später freilich, aber noch aus der Zeit der ersten Periode, sagt der König Amenemhat I., welcher der zwölften Dynastie, der Dynastie des Labyrinth und des Mörissees, angehört, von sich selber in einer Schrift, die tausend Jahre lang als Schulbuch diente: „Ich schmückte mich mit feinen Stoffen aus meinem Palaste, um den Augen wie eine der Pflanzen meines Gartens zu erscheinen, und ich salbte mich mit wohlriechenden Essenzen.“

Die Frage ist nur, ob dieser schon in so früher Zeit bestehende Luxus der Toilette die viertausend Jahre ägyptischer Geschichte hindurch unverändert geblieben ist und nicht vielmehr auch seine Wandlungen durchgemacht hat. Wir sind gewohnt, ägyptische Kunst und ägyptische Sitte unter der Priesterherrschaft und ihren Satzungen als erstarrt zu betrachten, und in Ansehung des ungeheuren Zeitraums, den die Geschichte des alten Aegyptens umfaßt, hat das auch in gewissem Sinne seine Richtigkeit. Von einer lebendigen Entwicklung wie in den classischen oder den modernen Staaten, von einem raschen Wechsel des Werdens, der Blüthe und des Versinkens ist bei den Aegyptern nicht die Rede. Nichtsdestoweniger finden Veränderungen statt wie in der Kunst, so auch in der Kleidung.

Was die letztere betrifft, so lassen sich wohl zwei große Perioden unterscheiden, die mit denen der großen Geschichtsperioden des alten Reiches von Memphis und des neuen Reiches von Theben zusammenfallen. Zwischen beide fällt die Episode der Herrschaft des Hyksos, der canaanitischen oder arabischen Hirtenvölker, welche länger denn ein halbes Jahrtausend Aegypten unterworfen hielten. Als sie um die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christo vertrieben waren, und nun unter den großen Rameßiden eine Periode der Kriege und Siege, die Periode der Eroberungen in Vorderasien begann, da strömten von hier als Beute und Tribut zahllose Werke der Künste und Gegenstände des Luxus nach Aegypten hinein. Diese veränderten auch den Charakter des Costüms insofern, als sie dasselbe durchaus reicher, prächtiger, geichmückter erscheinen ließen, ohne eigentlich die Grundformen, wie sie noch aus dem alten Reiche von Memphis herrührten, zu verändern. Was nun unter diesem asiatischen Einfluß, seit der achtzehnten und neunzehnten Dynastie, hinzukam oder sich ausbildete, das blieb so ziemlich constant bis zur Ptolemäerzeit, ja bis zur römischen Herrschaft.

Man hat das herrschende Volk der Aegypter — und es war schon im Alterthum diese Ansicht ausgesprochen — den Nil herabkommen lassen aus dem Inneren Afrikas. Allein diese Ansicht findet heute kaum noch Anhänger; vielmehr gilt als ausgemacht, daß sie aus dem Inneren Asiens über die Landenge von Suez eingewandert und den Nil hinauf vorgedrungen sind und ihre Cultur aufwärts bis tief nach Nubien hineingetragen haben.



1. König Teti und Gemahlin. 5. Dynastie.
Costüm der ältesten Zeit des Reiches von Memphis.

Damit stimmt ihre Körperbeschaffenheit überein, die, nach den zahllosen Bildern und Statuen zu schließen, durchaus nichts Negerartiges hat. Neger sind häufig auf den ägyptischen Wandgemälden dargestellt, sie sind aber in ihrer Physiognomie auf das schärfste und deutlichste von den Aegyptern unterschieden, deren Kopf und Gestalt im Gegensatz gegen die schwarzen afrikanischen Racen durchaus edel zu nennen ist.

Der Aegypter ist im Allgemeinen groß, mager und schlank, die Schulter breit und voll, die Brust gewölbt, der Arm nervig, die Hand lang und fein; seine Hüften sind wenig ausladend und die Beine mager, doch mit

starker Musculatur, wie bei Völkerschaften, die viel auf dem Marsche sind; die Füße sind lang und abgeplattet durch die Gewohnheit ohne Sandalen zu gehen. Der Kopf des Egypters erscheint oft groß auf seinem Körper, die Nase kurz und rund, die Lippen voll, aber nicht nach Negerart aufgeworfen, die Augen groß und offen, nicht ohne den Ausdruck des Schmachtens oder einer gewissen Traurigkeit. Nichtsdestoweniger ist das Temperament



2. Priester und Priesterin des Ammon. 18. Dynastie. Theben.

des Egypters heiter, für Festlichkeiten, Spiele, Unterhaltungen, Vergnügungen alle Zeit empfänglich und aufgelegt.

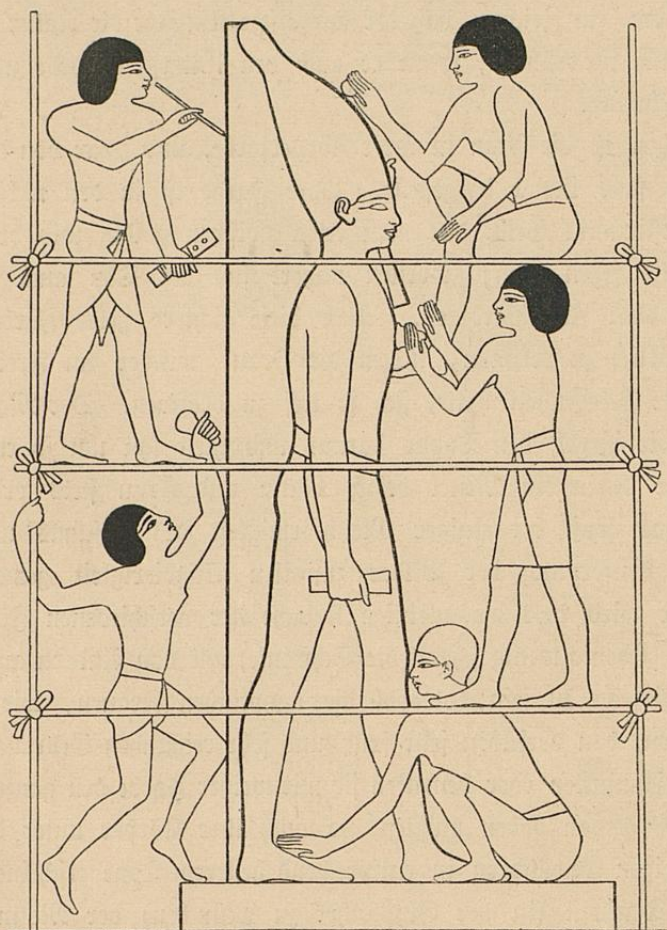
Auf allen Wandgemälden sind die Männer stets mit gleichmäßiger dunkelbrauner Hautfarbe dargestellt, eine Farbe, die sich leicht erklären läßt, selbst bei der Annahme einer Abstammung von kaukasischer Race, da der Körper bei Anfangs äußerst geringer Kleidung, bei vieler Arbeit und Bewegung in freier Luft und im heißen Klima sich vollständig bräunen mußte. Die Kunst achtete nicht der individuellen Unterschiede, sondern wie sie in allem gleichmäßig nach canonisch festgesetzten Regeln verfuhr und die gewöhn-

liche Erscheinung zum Typus machte, so gab sie der Haut des Mannes durchweg und unterschiedslos die gleiche Färbung. Wenn über diese braune Haut sich ein durchsichtiges weißes Gewand legt, wie das in späteren Zeiten der vornehme Brauch war, so erscheint sie durch dasselbe hindurch stets lichter gefärbt, ein Zeichen, daß der ägyptische Künstler die Natur beobachtete und sich nach ihr richtete, wenn er auch den Unterschied des Individuums absichtlich überjah.

Dagegen ist die Frau in ihrer Körperfarbe, und zwar von den ältesten Zeiten an, stets lichter dargestellt. Ihre Farbe ist in den meisten Fällen ein ganz bestimmtes Gelb, das man etwa zwischen goldig und bronzefarben in die Mitte setzen mag; zuweilen nähert sich der Ton auch mehr dem Röthlichen oder Fleischfarbigen. Auch diese lichtere gelbe Farbe ist ohne Mühe natürlich zu erklären, indem die Frau, minder im Freien lebend, auch minder Gelegenheit hatte, sich so tief zu bräunen. Der Maler machte wiederum die Regel, den Typus daraus und hielt ihn um so consequenter fest, als er darin ein Mittel besaß Mann und Frau stets erkennbar zu machen, was sonst bei einiger Gleichförmigkeit des Costüms und großer Höhe und Entfernung der Bilder zuweilen Schwierigkeit gemacht hätte. Raum aber wird dies die alleinige Ursache der verschiedenen Färbung gewesen sein. Ebenso wenig scheint die Schminke, wie von Andern angenommen wird, die Ursache zu sein, obwohl die ägyptischen Frauen, wie wir noch sehen werden, von derselben sehr früh und sehr reichlichen Gebrauch machten. Schwerlich schminkten oder bemalten sie mit weißer Farbe den ganzen Körper, wie sie doch gethan haben müßten, da auch ihre Körper unter den durchsichtigen weißen Gewändern in entsprechend hellerem Tone erscheinen. Wenn auf einem Denkmale (in der Glyptothek zu München) der Mann in blaßgelber Färbung zur Linken sitzt, die Frau in rother Gesichtsfarbe den Ehrenplatz zur Rechten einnimmt, so will das symbolisch sagen, daß die letztere in diesem Falle kraft ihres Erbrechts, oder ihrer höheren Geburt, oder um ihres Ranges willen — vielleicht war sie eine Prinzessin — in dieser Ehe den ersten Platz einnimmt, der sonst dem Manne gebührt.

Trotz der hohen Cultur, welche die Aegypten schon im Beginne ihrer beglaubigten Geschichte besitzen, erscheint nichts einfacher als die eigentliche Bekleidung des Mannes. Sie besteht, man kann sagen fast nur in einem

weißen, undurchsichtigen Schurz (Abb. 3), der um die Hüften gebunden wurde. Aus einem länglichen, viereckigen Stück Leinwand gebildet, wurde er so umgeschlungen, daß er mit dem einen Ende vorne herabfiel und die



3. Mit dem Schurz bekleidete Bildhauer. 18. Dynastie.

Scham bedeckte. Das ist genau noch heute die gewöhnliche Form und Art in Indien. Sie ist Urtracht, bei dem Aegypter aber, wenigstens in der ersten memphitischen Periode, ist sie förmlich als Nationaltracht anzusehen. Auf den Bildern der vierten Dynastie trägt der König, der Soldat, der Arbeiter den Schurz, und ohne weitere eigentliche Kleidungsstücke, der letztere behält ihn auch die ganze Geschichte Aegyptens hindurch. Das Klima ver-

langte nicht mehr. Schiffsleute lassen auch wohl den Schurz hinweg und tragen nichts als einen Riemen oder Gürtel um die Hüften.

Der Schurz hat aber auch seine Geschichte. Wenn der gemeine Aegyptier ihn die viertausend Jahre hindurch unverändert behält, ist das bei den Vornehmen nicht der Fall. Bei diesen scheint er sich zu verlängern, wie er bei Königen z. B. noch im Reich von Memphis zuweilen bis zu den Füßen herabreicht; er erhält auch verschiedenen Schnitt und wechselt in der Art des Anlegens. Im neuen Reich von Theben, als die Beute Asiens den Luxus hob, verband sich mit ihm ein überaus mit Metall und Schmelzwerk reich verzierter Gurt, von dem bunte, wie es scheint, ähnlich verzierte Bänder in breiter Fülle herabfielen. Er ist regelmäßig bei den Königen der großen Zeit von der achtzehnten bis zur zwanzigsten Dynastie (Abb. 4).



4. König Ramesses III. 20. Dynastie.
Reiche Königstracht.

Aber der Schurz wuchs sich auch zu dieser Zeit zum vollen rockartigen Kleid mit Halbärmeln heraus, oder trat mit einem solchen in Verbindung. Und dieses letztere war das Gewöhnliche. Im Reiche von Theben gehörte zur vollständigen Bekleidung des Königs und des vornehmen Mannes, von Kopf und Fuß abgesehen, erstens der Schurz von weißer, dichtgewebter Leinwand und sodann ein wenigstens in der unteren Hälfte weiter und zuweilen in künstliche Falten gelegter Rock. Dieser Rock (Abb. 4), mit Halbärmeln und bis gegen die Füße herabreichend, ist aber regelmäßig von so dünn gewebtem, muslinartigem Stoff — also wahrscheinlich Baumwolle —, daß er vollkommen durchsichtig ist, daß sich Glied um Glied in der Zeichnung abbildet und nur die braune Farbe der Haut, wie schon vorhin angegeben, sich durch den weißen Stoff lichter färbt. Zuweilen aber ist dieser Stoff auch bunt gestreift, z. B. in Roth und Weiß; auch dann ist auf den Bildern die verschiedene Mischung dieser Farben mit der braunen Hautfarbe nach treuer Beobachtung der Natur wiedergegeben.

Wie gesagt, gehört die volle Ausbildung dieses Costüms schon der zweiten Periode an. In der ältesten Zeit sitzt auch der König auf dem Throne (Abb. 1 König Tei) nur mit dem weißen, vielleicht etwas längeren Schurz bekleidet. Selbst die Füße sind nackt. Der gewöhnliche Aegyptier ging auch fort und fort ohne alle Fußbekleidung; selbst der Soldat auf dem Marsche trug sie nicht (Abb. 8). Dagegen wurde sie in Gestalt von Sandalen regelmäßige Tracht des vornehmen Mannes, doch nicht vor dem Könige oder in seinem Palaste. Wenigstens war es so in älterer Zeit, denn da ereignete sich, daß König Papi I. von der sechsten Dynastie seinem Minister Duna, der große Siege erfochten hatte, als höchste Günstbezeugung die Erlaubniß erteilte, seine Sandalen im Palaste und selbst in Gegenwart des Pharao anzubehalten. Die Sandale (Abb. 4, 5) war mit einem Riemen über dem Spann gehalten, und ein zweiter lief von diesem über die Länge des Fußes zwischen die beiden ersten Zehen. Die Spitze der Sandale ist gewöhnlich schnabelartig in die Höhe gebogen, etwa wie das Eisen bei Schlittschuhen; Riemen und Rand sind zum Theil bunt und reich verziert, so daß dem Schuhmacherhandwerk, das in Theben ein eigenes Quartier bewohnte, immer noch eine hübsche und zierliche Aufgabe zustand.

Weit regelmäßiger als die Sandale trug der Mann schon in ältester Zeit ein Costümstück, das aber eigentlich mehr zum Schmuck als zur Bekleidung zu rechnen ist, einen breiten Kragen, der Nacken, Schultern und einen Theil der Brust bedeckt. Man findet ihn schon auf den ältesten Bildern, obwohl seine reichere Ausbildung auch wohl erst der Zeit der thebaischen Dynastien, dem zweiten Jahrtausend vor Christo, angehört. Ursprünglich scheint er aus Reihen von bunten Glasperlen, die an einander gefügt wurden, entstanden zu sein. So tragen ihn König Tei und seine Gemahlin, Angehörige der fünften Dynastie, auf ihrem Bilde in der Nekropole zu Memphis (Abb. 1). Dann erst wurde ein geschlossener Kragen daraus, mit Gold gestickt oder von Gold mit reichem Emailschmuck und Steinen buntfarbig ausgestattet. So wenigstens scheint es mit dem Ringkragen der Rameßiden gewesen zu sein (Abb. 5, 6 u. a.). Ärmere trugen ihn von gewebtem, zusammengeleimtem Stoff und in ähnlichen Ornamenten mit bunten Farben bemalt.

Dieser Ringkragen ist bei Männern und Frauen so gewöhnlich, daß

er gleich dem Schurz als ein nationales Stück der ägyptischen Tracht anzusehen ist. Wo er vorhanden, bildet er stets den auffallendsten Schmuck des Körpers, aber nicht den einzigen. Der Aegypter liebte den Schmuck selbst bei mangelhafter Kleidung, mehr oder minder reich nach Stand und Vermögen. Er trug zahlreiche Ringe an den Fingern, von mannigfachster Gestalt, Siegelringe, Ringe mit Hieroglyphen, von Glas, Stein und Metall; er trug metallne Armbänder am Handgelenk und am Oberarm; der König und der Priester auch ein breites, tafelförmiges Amulet an einer Kette auf der Brust mit Hieroglyphen oder symbolischen Figuren. Da der Aegypter die Kleinkünste, insbesondere auch die Bearbeitung der Metalle hoch ausgebildet hatte, so waren diese Schmuckgegenstände oft von ausgezeichnete Arbeit und durch Anwendung von Email und Glas sehr buntfarbig ausgestattet. Zahllose Gegenstände dieser Art sind aus den Gräbern heute in die Museen gewandert.

So gering, wenigstens in der älteren Periode, die eigentliche Bekleidung des Aegypters erscheint, so sehr sieht man den Köpfen die außerordentliche Kunst und Sorgfalt an, die an ihre Toilette verwendet wurde. Wenn die Königin Schesch schon viertausend Jahre vor Christo ein Recept zur Beförderung des Haarwuchses angab, so scheinen die Bilder, die oft, und namentlich bei höheren Personen, das üppigste Haar erkennen lassen, für den Erfolg ihrer Kunst zu sprechen. Aber leider ist nicht alles ächt. Die ägyptischen Friseure waren schon zu jener Zeit, als nach biblischer Rechnung die Welt erschaffen sein soll, von einer erstaunlichen Kunstfertigkeit, welche die Geschicklichkeit der unsrigen in Schatten stellt. (Abb. 6, 13 u. a.)

Auf den Tausenden von Figuren, deren Studium uns die Bilder gewähren, erscheinen die Köpfe der Männer, d. h. der Aegypter, in doppelter Gestalt: entweder sind sie ganz glatt oder sie zeigen eine üppige schwarze Frisur von großer Regelmäßigkeit und zuweilen außerordentlicher Künstlichkeit der Anordnung. In jenem Falle war der Kopf des Mannes in der That völlig rasiert, alles Haar abgeschoren. Die Bilder lehren auch, wie das geschah; der Mann kniet gleich einem wehrlosen Opfer vor dem Barbier, der ihn in seinen Händen hat und von oben her bearbeitet. Die Sitte, — wir lassen es dahin gestellt, ob Klima, Reinlichkeit oder religiöse

Vorschrift die Ursache war — obwohl nicht allgemein, gehört jedenfalls schon der ältesten Zeit an und ging fort in die spätere.

Zuweilen erscheint der Kopf, glatt rasirt wie er ist, so ohne alle Bedeckung, gewöhnlicher aber ist eine anliegende Kappe, welche genau die Gränzen des Haares einhält und mit einem Ausschnitt die Ohren frei läßt. Da sie meist gelb gemalt ist, so war sie in diesem Falle gewiß von Leder



5. König Amunoph II. und seine Erzieherin. 18. Dynastie.

(s. die Abbildung 3. Bildhauer); man findet sie aber auch roth, blau, weiß oder von buntem und gestreiftem Stoffe. Es trägt sie der Arbeiter auf dem Felde — übrigens sieht man ihn auch mit eigenem schwarzen Kopfhaar —, es trägt sie der Handwerker, der Soldat und selbst der vornehme Begleiter des Königs. Sie ist durchaus allgemein.

Der vornehme Aegypter wußte aber das abgeschnittene Haar auch in anderer Weise zu ersetzen, und in diesem Erätze vorzugsweise bestand die Kunst des Friseurs, oder, sagen wir es gleich, des Perrückenmachers. In der That übten die Aegypter diese Kunst schon im vierten Jahrtausend vor

Christo mit einer Vollendung, welche diejenige des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, die Kunst der Allongeperrücke, bei weitem übertrifft. Wirkliche, wohlerhaltene Beispiele lehren das, so eine Perrücke im Museum zu Berlin, deren Haare zwei und einen halben Schuh lang sind. Die Perrücke wurde von allen vornehmen Personen getragen, vom Priester, vom Hofmann wie vom Könige, und vermuthlich in bequemer Häuslichkeit abgelegt. Wann aber sie entstanden und wie sehr sie allgemein gewesen, das ist schwer zu sagen. Das Haar der Könige und sonst der Vornehmen ist schon in ältester Zeit mit üppiger Fülle meist in langen Strähnen mit künstlicher Regelmäßigkeit geordnet. Es kann aber auch sein, daß es in den meisten Fällen das eigene Haar ist. Später in thebaischer Zeit erscheint die Frisur complicirter, die Anordnung widernatürlicher, der Ansat auf dem Haupte so locker, daß man sich mehr versucht fühlt an eine Perrücke zu denken, als an den natürlichen Wuchs.

Merkwürdiger Weise zeigt sich bei der ägyptischen Perrücke dieselbe Erscheinung, die man bei der Allongeperrücke beobachtet, daß nämlich die Ueberfülle ihrer Haare keinen Bart duldet. Auch der Aegypten rasirt sich das Gesicht völlig glatt wie den Kopf. Nur die Könige, Priester und andere Personen vornehmsten Amtes und Ranges tragen einen Kinnbart (Abb. 1, 3), dieser aber ist kein natürlicher, sondern gleich der Perrücke ein Kunstproduct und nur angebunden oder angeklebt. Da er aber als ein Zeichen des Ranges gilt, nicht der Männlichkeit, so kann es vorkommen, daß ihn auch die Königin trägt, in dem Falle nämlich, wo sie selbst die Regierung führt. Es hat daher die Königin Hatschepsut, die eine Zeitlang als Allein- und Selbstherrscherin regierte, ihre Statue mit einem Kinnbarte ausführen lassen. Die Länge des Bartes unterschied den Rang. Der König trug ihn am längsten, zuweilen geflochten wie einen Zopf oder schneckenartig umgebogen. Es kommt auch vor, daß dieses Anhängsel am Kinn sich buntfarbig auf den Wandgemälden darstellt, z. B. in Roth und Blau; alsdann ist wohl wirklich an einen Ersatz durch farbigen Stoff zu denken, was sich leicht annehmen läßt, da ja ohnehin der Bart nichts Natürliches mehr war.

Zur Perrücke oder zu seiner künstlich geordneten Frisur trug der vornehme Aegypten, König und Königin zumal, noch weiteren Schmuck des

Kopfes, besonders in der zweiten Periode. Sehr regelmäßig ist ein Stück bunten, meist gestreiften Stoffes (Abb. 6) in wirkungsvollen Farben, welches so um den Kopf gebunden oder angelegt wurde, daß zwei breite Enden von den Ohren her auf die Schultern oder hinter dieselben herabfielen. Die Anordnung war verschieden, doch folgt sie einem Grundschema. König und Königin tragen aber um Stirn und Haar eine bunte, diademartige



6. Prinz Mantuchichopsh,
Sohn des Ramfes-Mesamun.



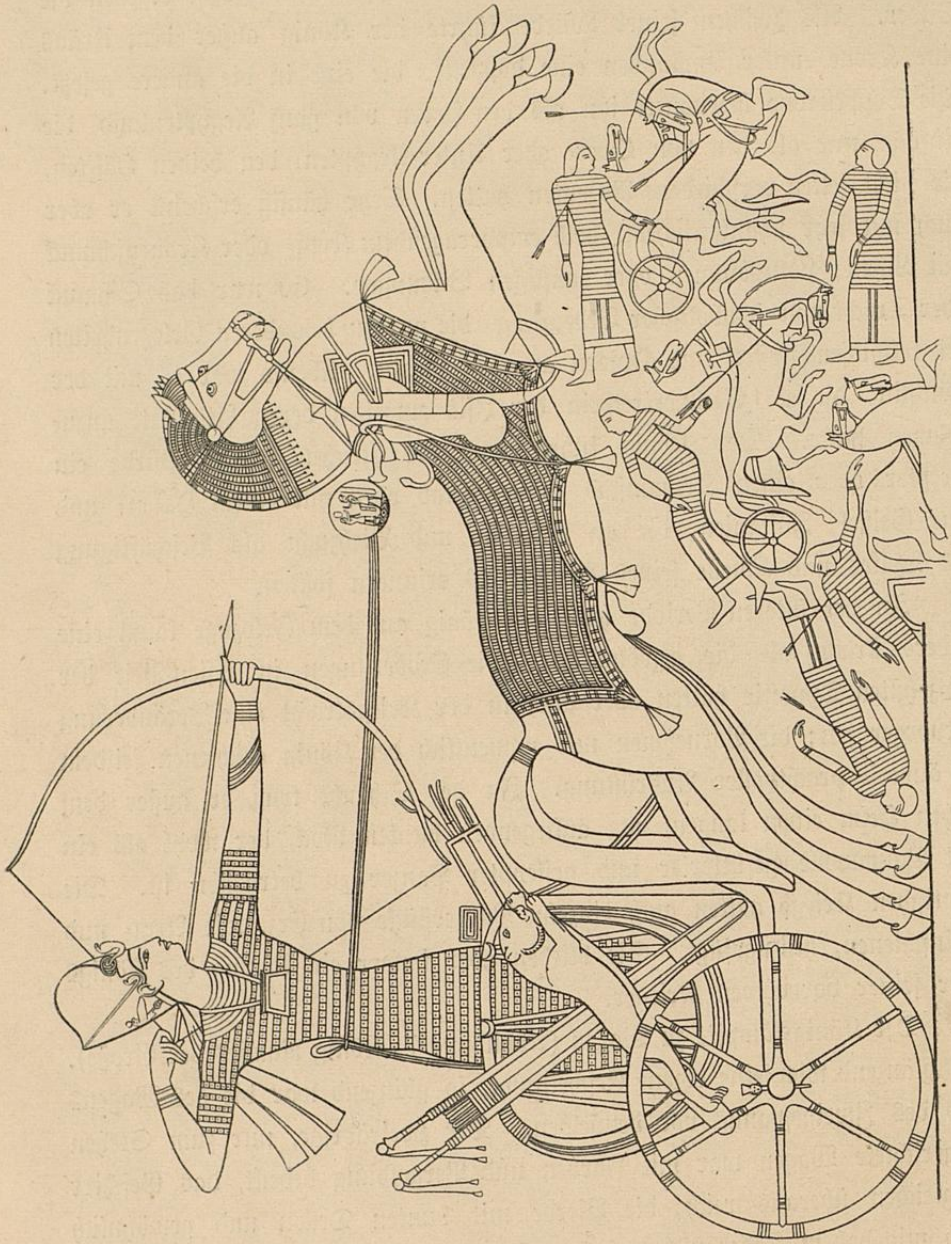
König Ramfes-Mesamun (Ramfes II. 19. Dynastie).
Mit Uräuschlange.

Binde, um welche sich die goldene Uräuschlange windet. Der Uräus ist eine in Aegypten häufig vorkommende Schlange, deren Biß einen schnellen Tod herbeiführt. Sie wurde daher als Symbol des Rechts über Leben und Tod betrachtet, und als solches dem Könige und der Königin ausschließlich beigegeben. Nicht einmal die Prinzen führten sie; deren Abzeichen war eine vom Scheitel zur Seite herabhängende Haarflechte. Der Uräus wurde, wie gesagt, um das Diadem gewunden, aber auch jeder anderen Kopfbedeckung, dem Helme wie der Krone hinzugefügt, und zwar so, daß der Kopf der Schlange über die Stirne frei vorstand. Auch am Gürtel wurde er getragen. (Abb. 6. König Ramfes.)

Im Kriege trug der König einen hohen Helm (Abb. 7), der den Kopf bedeckte, aber Gesicht und Nacken frei ließ. Seine Form ergeben die Bilder. Als Zeichen seiner Würde führte der König außer dem Uräus eine Krone, unter Umständen eine doppelte, die eine in die andere gesetzt. Die Doppelkrone bezeichnete ihn als den Herrn von ganz Aegyptenland, die einfache nur als den von Ober- oder Unter-Aegypten, den beiden Hälften, die nicht selten verschiedene Regenten hatten. Sehr häufig erscheint er aber auch mit sehr phantastischem, hoch emporragendem Kopf- oder Kronenschmuck mit Lilien, Lotusblumen oder sonstigen Bildungen. Es war das Schmuck oder Tracht von symbolischer Bedeutung, die nur zu besonderen Gelegenheiten bei religiösen Festen und Opfern angelegt wurde. Ebenso war es mit der Königin, die als Stellvertreterin der Isis zuweilen deren Attribute anzunehmen hatte. Der König führte noch als Zeichen seiner Würde ein Scepter oder einen Krummstab (einen Stab oben mit einem Haken) und eine Geißel, Insignien, die an Ackerbau und Viehzucht als Beschäftigung des Volkes und Quelle seines Reichthums erinnern sollten.

In der älteren Periode hatte der König auf dem Feldzuge kaum eine andere Tracht als die gewöhnliche. Die Eroberungen in Asien seit der achtzehnten Dynastie hatten aber auch in der Kriegstracht eine Veränderung hervorgerufen; die Vornehmen und namentlich der König erschienen seitdem in äußerst prachtvoller Ausrüstung. In der Schlacht trug er außer dem hohen Helm einen langen, eng anliegenden bunten Rock, der wohl als ein mit Baumwolle gefütterter und gesteppter Panzer zu betrachten ist. Die asiatischen Kriege hatten auch einzelne Panzerstücke von Erz, wie Arm- und Beinschienen, hinzugefügt. Sie blieben aber immer ein Vorzug des Königs oder seiner vornehmen Krieger.

Der König kämpfte zu Wagen (Abbildung 7. König Ramses der Große). So glänzend wie seine eigene Erscheinung, so glänzend war die des Wagens und des Zweigespanns vor demselben. Der zweirädrige, nur zum Stehen eingerichtete Wagen war mit Farben und Vergoldung bedeckt, das Geschirr desgleichen überaus reich, die Pferde mit bunten Decken und gewöhnlich auch mit hohem Federbusch auf den Köpfen geschmückt. Dem Könige zur Seite waren am Wagen in prachtvollen Futteralen seine Waffen befestigt, ein ganzes Arsenal von Pfeilen, Wurfspeeren, Handbeilen, Keule, Geißel



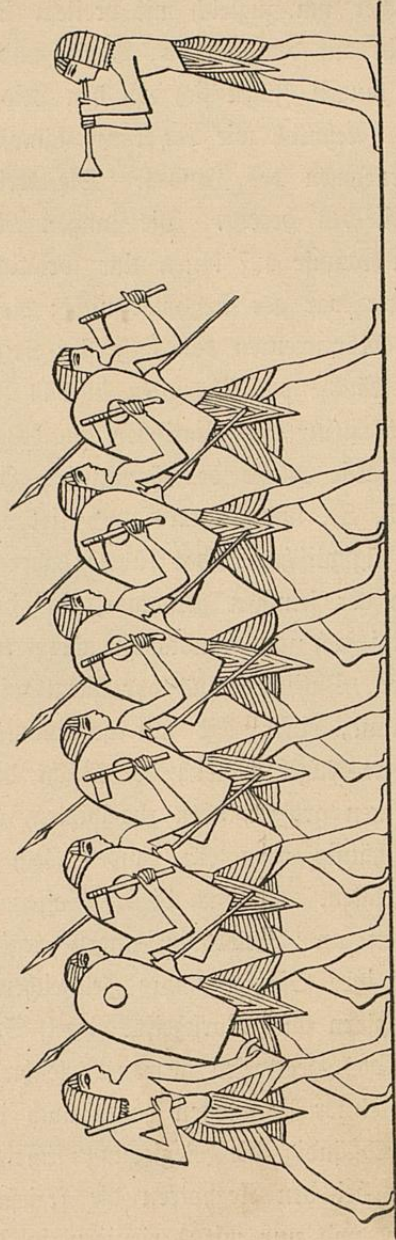
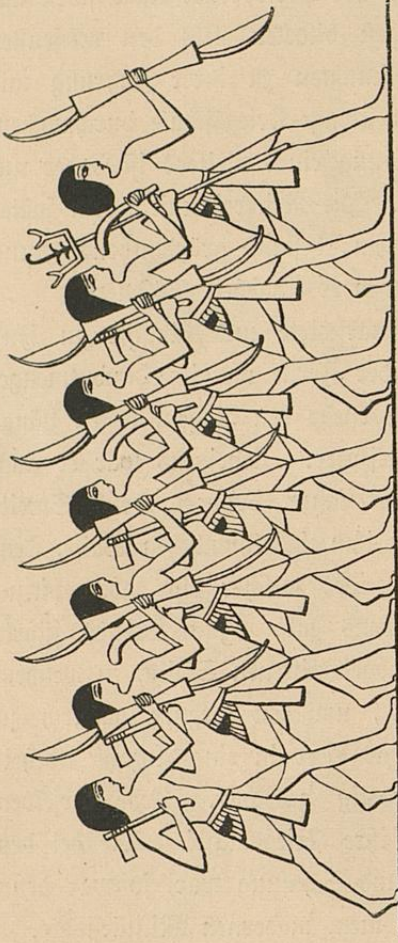
7. König Rameses-Memnun im Kampfe mit den Hyksos am Delta. (Von Lepsius.)

und Sichelmesser. Im Gürtel steckte ein Dolch. Stehend auf dem Wagen führte er mit Vorliebe den Bogen; zur Seite stand ihm der Wagenlenker, welcher ihn zugleich mit breitem Schilde deckte. Zuweilen sieht man ihn allein auf dem Wagen, Bogen und Pfeile in der Hand; alsdann hat er die langen Zügel sich um den Leib gebunden.

Ähnlich wie der König kämpften seit der Periode der Rameffiden alle Vornehmen des Landes. Die Kriegswagen bildeten stets den erlesensten Theil des Heeres. Die jungen Männer mußten zu ihrer Führung und zum Kampfe auf ihnen eine förmliche und strenge Kriegsschule durchmachen. Reiter war der Aegypter nicht; die Abbildung eines Reiters ist daher auf den Monumenten von äußerster Seltenheit. Die Reiterei, mit denen später die Könige von Aegypten in das Feld zogen, bestand größtentheils, wenn nicht allein, aus asiatischen Bundesgenossen oder libyschen Söldnern.

Die Masse des ägyptischen Heeres marschirte und kämpfte zu Fuß (Abb. 8), und letzteres auch lieber aus der Ferne als im Handgemenge. Der ägyptische Soldat führte daher mit Vorliebe den Bogen, dessen Länge etwa der seinigen gleichkam, und den Wurfspeer. Uebrigens war er auch mannigfach zum Handkampfe ausgerüstet, mit Lanze, Schwert, Dolch, Streitkolben, Sichelbeil und vor allem mit einer ihm eigenthümlichen Waffe, Dem genannt, einer Art mit gekrümmter Schneide, welcher eine oben hinzugefügte Kugel zugleich die Wucht des Kolbens gab. Zum Schutze führte er einen großen, oben zugespitzten, grade abgeschnittenen Schild, in welchem sich häufig oben ein rundes Loch befand, um den Gegner dadurch zu beobachten. Je nach diesen Waffen war das Heer in eine Anzahl Abtheilungen und Unterabtheilungen regimenterartig geordnet. Jede derselben hatte ihre Offiziere, ihre Feldzeichen und ihre Kriegsmusik. Wie bei den Aegyptern alles Vorschritt, Regel, System und Schulung war, so war denn auch das Heerwesen geordnet gleichwie in einem modernen Militärstaate.

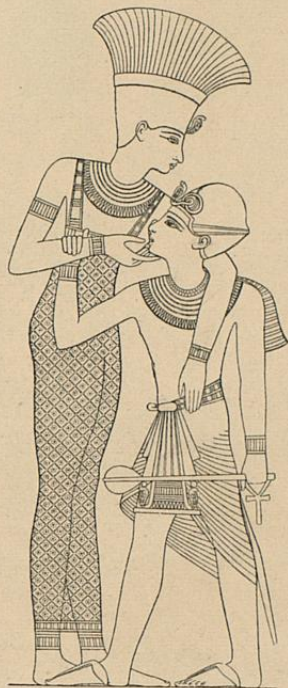
Unter Umständen zogen auch die Frauen mit in den Krieg, sowie sie selbständig die Regierung führten. Ueberhaupt ist die Stellung der Frau bei den Aegyptern die freieste und höchste, welche das Alterthum kennt, und nur mit derjenigen in der christlichen oder modernen Welt zu vergleichen. Wie rechtlicher Anerkennung, so erfreuten die Aegypterinnen sich im socialen Leben der Verehrung, ja selbst der Huldigung und der



s. Verputzte Truppen aus der Zeit der Rameffiden. (Von Thölen.)

Galanterie der Männer. Das hätte nicht sein können, wenn sie nicht mit sich selber, mit ihrem Geiste und mit ihrer äußeren Erscheinung schon einen Cultus der Verfeinerung, einer raffinierten Toilette getrieben hätten. Die vornehme Ägypterin ist durchaus als eine Dame im modernen Sinne des Wortes zu betrachten.

Zwar die Kleidung fängt in der ältesten Zeit einfach genug an. Zur Zeit des Königs Mena oder der ältesten Dynastien trägt die Frau ein Kleid, das in nationaler Bedeutung das Seitenstück zum Schurz des Mannes bildet (Abb. 1). Es beginnt erst unter den Brüsten, ist so eng, gleichsam elastisch anliegend, daß es allen Contouren der Glieder folgt und selbst das Gehen zu verhindern scheint; es reicht bis zu den Füßen herab, diese völlig frei lassend. Um nicht herunter zu gleiten, ist es über den Schultern mit breiteren oder schmälern bunten Tragbändern, zuweilen von derselben Farbe und demselben Stoffe, gehalten. Der Stoff ist ein dichtes, undurchsichtiges Gewebe, weiß wie der Schurz des Mannes, aber auch ebenso farbig oder bunt und zierlich gemustert (Abb. 9). Dieses Kleid trägt die Königin, die vornehme Dame, wie die Frau aus den niederen Ständen; letztere oft in kürzerer Gestalt.



9. Die Göttin Anubis und Ramesses II.
19. Dynastie.

Zu diesem Kleide traten nun in späterer Zeit — wann, läßt sich nicht genau bestimmen — weitere Gewänder von klarem, durchsichtigem Stoff, der, wie bei den Männern, als ein muslinartiges Gewebe von feinsten Baumwolle zu betrachten ist, während das untere, undurchsichtige Kleid wohl in der Regel aus Leinwand bestand. Flachs und Baumwolle waren die regelmäßigen Stoffe für alle ägyptische Bekleidung; Seide blieb immer Ausnahme, auch in später Zeit. In der thebaischen Periode der Ramesseiden scheinen die vornehmen Damen zu ihrer vollständigen Toilette immer sich dieser dünnen und durchsichtigen Gewänder bedient zu haben, aber in Verbindung mit

dem engen Rocke, der nun das Unterkleid bildete. Die Form dieses Oberkleides war verschieden; meist bedeckte es die Schulter, hatte offene Halbärmel, ließ zuweilen auch einen Theil der Brust unbedeckt. Es war entweder weiß oder einfarbig oder auch gestreift, so daß weiße Streifen mit rothen oder blauen oder gelben abwechselten. Um die Hüften pflegte es gewöhnlich mit

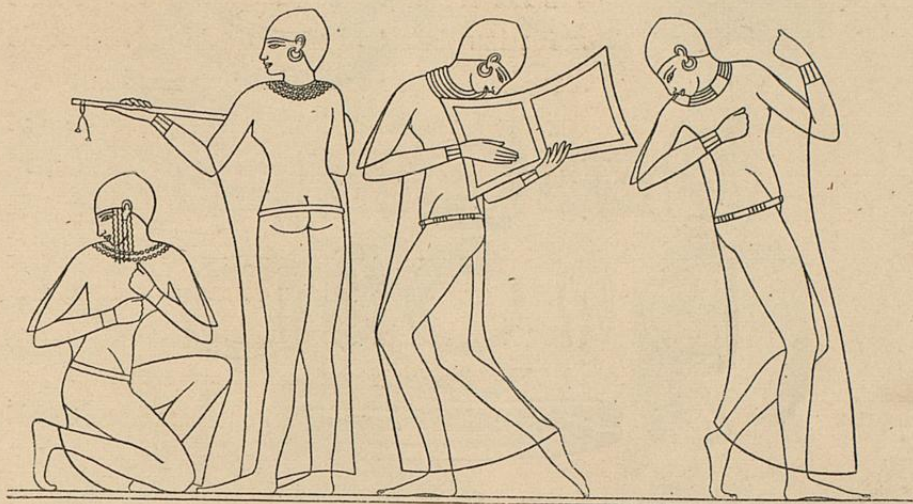


10. Frauen, Blumen und Früchte den Göttern darbringend.
19. Dynastie. (Von Theben.)

einer bunten Schärpe, die doppelt um die Taille lief, gebunden zu sein; zuweilen erscheint es auch künstlich in regelmäßige Falten gelegt.

Die vornehme Dame trug dieses Kleid wohl regelmäßig in Verbindung mit dem dichterem, wenn auch verkürzten Unterkleide. Das war aber sonst keineswegs immer der Fall. Das durchsichtige Gewand wurde auch ganz allein getragen, so daß die vollkommene Gestalt des Körpers hindurch aufs deutlichste sichtbar wurde, selbst mit seiner Farbe, die allerdings durch jene des Gewandes abgetönt war. So sieht man junge Mädchen gekleidet, welche kommen den Göttern Blumen und Früchte zu opfern (Abb. 10), so

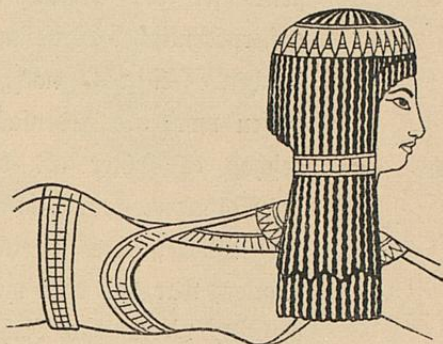
musicirende Frauen und Tänzerinnen, bei denen die überaus leichte Tracht wohl zum Berufe gehörte. Denn wie heute im Orient, so war der Tanz eine Kunst, ein Beruf, aber kein Vergnügen. Die Aegypterinnen liebten den Tanz und ließen sich damit in ihren Gesellschaften, modern zu reden in ihren Soiréen, unterhalten. Aber sie tanzten nicht selber, sondern saßen an den Wänden, plauderten, rochen an ihren Lotusblumen und sahen der Kunst professionirter Tänzerinnen zu oder horchten auf das Spiel der Musikantinnen (Abb. 11).



11. Musikantinnen und Tänzerinnen. 18. Dynastie. (Von Theben.)

Auf den Monumenten erscheinen die Füße der Damen meistens unbekleidet, wie immer die der niederen Frauen. Die Damen trugen aber auch gleich den Männern zierliche, nach der Form des Fußes zugeschnittene Sandalen, die mitunter reich in Farben und Gold verziert wurden. Eine solche zierliche Sandale war die Veranlassung, daß die schöne Tochter eines Weinhändlers Netfro (oder Nitokris), die Rosenwange genannt, eine der besten und berühmtesten Königinnen Aegyptens wurde. Ein Geier hatte ihr beim Baden die eine Sandale entführt und in weiter Ferne dem Könige, der gerade öffentlich auf dem Richterstuhle saß, in den Schooß fallen lassen. Die zierliche Form ließ einen wunderschönen Fuß vermuthen und von dem Fuß schloß der König auf eine wunderschöne Gestalt. Er ließ daher das ganze Land nach der Eigenthümerin durchforschen, und als

selten um die Hüften, bei Tänzerinnen und ähnlichen Künstlerinnen auf dem bloßen Leib unter dem durchsichtigen Kleide; Perlketten, Ketten von bunten Glasperlen, mit Scarabäen, d. i. den heiligen, aus Lapis lazuli und anderen Steinen geschnittenen Käfern, schlangen sich um den Hals, fielen auf die Brust herab oder umzogen die Arme. Als reichstes Stück des Schmuckes aber trug auch die Dame den breiten, aus farbigen



13 a. Frauenfrisuren, von geschnittenen Weigrauschlöfeln, Profil.

13 b. Frauenfrisuren, von geschnittenen Weigrauschlöfeln, Vorderansicht.

Streifen und Zacken gebildeten, mit Gold verzierten, mit Perlen, Edelsteinen und Schmelz besetzten Ringkränzen (s. die verschiedenen Abbildungen z. B. 13, 15), der in Form und Art ganz dem der Männer gleich.

Das Wunderbarste und Eigenthümlichste an der Toilette der Frauen war die Behandlung ihres Kopfes. Obwohl es auch blonde Aegypterinnen gab, ist doch das Haar auf den Monumenten stets von dunkler Schwärze und von den ältesten Zeiten an auf das sorgfältigste geordnet. Und nicht ohne eine gewisse Natürlichkeit, denn es fällt mit seiner vollen und reichen Masse nach hinten über Nacken und Schultern, und wenigstens nur senkt sich an der Schläfe vor dem Ohre herab. Es war aber nicht gelockt,

sondern geflochten und in ältester Zeit so, daß eine Anzahl Flechten strähnenartig neben einander den Kopf umgaben; die Prinzessin war noch außerdem durch eine einzige dickere Flechte unterschieden, welche über Schläfe und Wange herabfiel. Diese verhältnißmäßig einfache, wenn auch schon einige Mühe erfordernde Frisur blieb aber nicht so. Das Flechtwerk nahm nach und nach eine so kunstvolle Art an, es erscheint auf den Gemälden



14. Musikirendes Mädchen mit geflochtenem Haar und Lotusblume.
18. Dynastie.

in so complicirter Zeichnung, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, die männliche Sitte der Perrücke sei auch auf die Frauenköpfe übergegangen (Abb. 13), oder wenigstens sei der Natur in außerordentlicher Weise mit falschen Frisuren nachgeholfen worden. Jedenfalls geschah es später als bei den Männern. Frau Schesch, die Mutter des zweiten Königs, war, wie oben mitgetheilt, viertausend Jahre vor Christo schon bemüht gewesen durch ein künstliches Mittel den natürlichen Haarwuchs zu befördern.

Ihr Recept, das im Papyrus Obers mitgetheilt wird, war noch zweitausend Jahre später in Gebrauch; das eigene Haar scheint also bei den Frauen trotz der Perrücke in Ehren und Ansehen geblieben zu sein. Noch viel später, in ptolemäischer Zeit, wurde sogar das Haar der Berenike (sie war aber eine Griechin), welches sie für die glückliche Rückkehr ihres Gemahls aus dem Feldzuge den Göttern geopfert hatte, von den schmeichlerischen Priestern unter die Sterne versetzt, wo es noch heute als Sternbild prangt.

Aber nicht die Frisur allein hatte den Schmuck des Kopfes zu bilden.

Bunte Bänder und Reifen hatten oft die Fülle der Flechten zusammenzuhalten; Federn, Vögel, Blumen, zumal die beliebte Lotusblume in künstlicher und natürlicher Gestalt fügten weitere Zierde hinzu. Die Lotusblume (Abb. 14, 16) mit offener Blüthe oder geschlossener Knospe war



15. Königin Teta, Gemahlin Amenophis III.
18. Dynastie.



Königin Nebtu, Tochter des Ramses-Memnon.
19. Dynastie.

regelmäßig so gelegt, daß sie mit dem Stengel der Linie des Scheitels folgte und mit Blüthe und Knospe über die Stirne vorragte, eine sehr häufige Erscheinung auf den Bildern. Oft war es auch ein Strauß von Blüthen.

Nicht minder häufig — und bei den vornehmen Damen der thebaischen und der späteren Zeit war es zu vollem Puge wohl die Regel — war der Kopf mit buntem, reichgeschmücktem, haubenartigem Stoffe, der

sich auf Schultern und Rücken herabsenkt, ganz oder zum Theil bedeckt. Dieses künstlich geordnete Tuch giebt dem Kopfe der Aegypterin — es sei z. B. an die Statuen der Königinnen oder an die weiblichen Sphinge erinnert — vielleicht das am meisten nationale Gepräge. Es war einfarbig — und besonders häufig ist blau — oder zweifarbig blau und



16. Damenkopf mit Lotusblumen.
19. Dynastie. Theben.



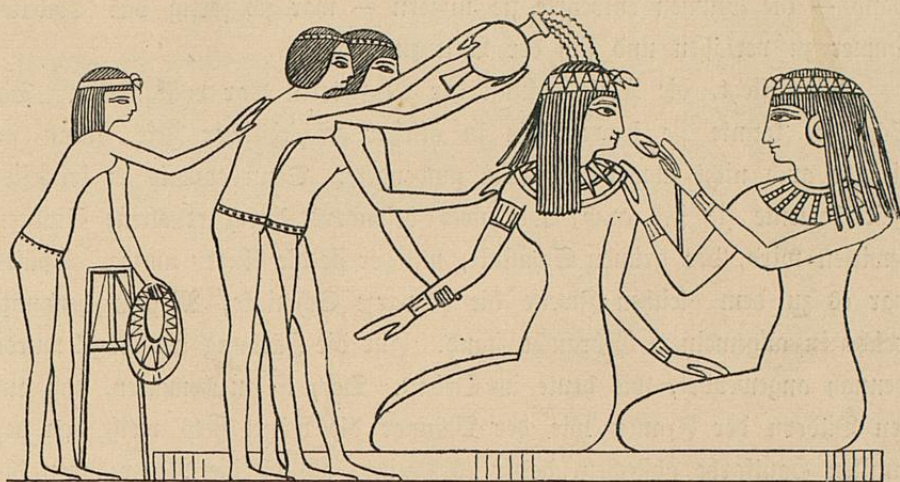
Königskopf mit der Uräuschlange und Schulter-
tragen. 19. Dynastie. Theben.

gelb, gestreift oder sonst einfach gemustert, nicht selten unten mit breiter Bordüre versehen (Abb. 15).

Ist diese Kopftracht der vornehmen Aegypterinnen allgemein, so haben die Königinnen und Prinzessinnen noch ihren besonderen Schmuck, ihre besonderen Kennzeichen am Kopfe. Bei der Königin wird die Stirnbinde zum Diadem mit der Uräuschlange. Als Vertreterin der Isis trägt sie auf goldiger, fast helmartig geformter Haube den Geier, bei gewissen festlichen Gelegenheiten auch die Sonnenscheibe oder anderen symbolischen Schmuck von oft phantastischen Formen. Der Geier liegt häufig der Länge nach auf dem Kopfe, mit dem Schwanze nach hinten, den Kopf über die

Stirne hinausstreckend und die bunten Flügel zu beiden Seiten gegen die Schultern herabstreckend (Abb. 15).

Aber mit solcher überaus reichen Zierde des Kopfes, mit welcher die Königin vorangeht, die Damen mehr oder weniger folgen, ist die Kunst der Toilette noch keineswegs erschöpft. Es gehören noch einige vollendende Züge dazu. Sie beziehen sich auf den Schmuck des Körpers selbst. Die Aegypterin übte die höchste Reinlichkeit und also auch die Pflege der Haut, was um so natürlicher ist, als sie viele Theile ihres Körpers offen und



17. Toilette einer ägyptischen Dame. Von Theben. Zeit der Ramessiden.

ungenirt den Blicken darbot. Sie liebte und genoß das frische Bad in täglichem Gebrauche und konnte es um so leichter haben, als ja der große Strom des Landes überall nahe vorbeifloß. Zu Hause aber, wenn sie Toilette machte (Abb. 17), wozu sie der Slavinnen mehrere bedurfte, gab sie sich zunächst reichlichen Abwaschungen hin, was eine der Dienerinnen an der Sitzenden besorgte. Darnach nahte sich eine andere mit buntverzierter Flasche und goß aus derselben duftendes Oel auf ihr Haupt, eine andere wieder rieb den Körper linde und sanft mit wohlriechenden Salben; eine dritte oder vierte hielt ihr unterdeß die duftende Lotusblume vor die Nase, während eine fünfte frische Blumen zum Kranze wand, den sie ihr um die Brust hängen wollte. Endlich wurde ihr ein Büschchen und eine Elfenbein-

nadel gereicht. Sie nahm die Nadel, tauchte sie in das Büchsen und zog damit eine schwarze Linie um ihre dunklen, ohnehin verführerischen Augen, welche denselben erhöhten Glanz und den Ausdruck des Schmachtens verlieh. Aus einer anderen Dose nahm sie erst weiße Schminke, mit der sie den Ton der Haut verbesserte oder überschummerte, zeichnete die Adern mit Blau, legte Roth auf Wangen und Lippen und färbte schließlich die Nägel ihrer langen und schlanken Finger mit rother Schminke. So gebadet, frisiert, mit durchsichtiger Kleidung angethan, geschminkt und gesalbt, endlich mit duftendem, kunstvoll geordnetem Blumenstrauß in der schmalen Hand — die Blumen entbehrte sie ungern — war sie fertig das Toilettezimmer zu verlassen und sich der Welt zu zeigen.

Man sieht, die Toilettenkunst der Aegypterin war vollkommen. Die Schminke kannte sie sogar schon in ältester geschichtlicher Zeit, wenn sie dieselbe auch nicht immer mit Glück anwendete. Denn damals in frühester Zeit bediente sie sich auch, wie noch besonders durch erhaltene Statuen bewiesen wird, der grünen Schminke, mit der sie die Augen umzog. Später war es zu dem gleichen Zwecke die schwarze Schminke, Meftem genannt, welche in allgemeinem Gebrauche stand. Für die Färbung der Nägel wurde Hennah angewendet, wie heute im Orient. Doch ist zu bemerken, daß auf den Bildern der Frauen wie der Männer die Nägel stets weiß von der dunklen Hautfarbe abstechen, daher es scheint, als ob die Natur ihnen die reizende Zierde rofiger Nägel versagt hatte. Wohlgerüche, die der Aegypterin unentbehrlich waren, kamen in Fülle aus Arabien; wohlriechende Pomaden und Oele bereiteten die Priester, für die Götter wie für die Damen.

Alle diese Toilettenkünste gingen fort und blieben in Übung, auch als unter den Ptolemäern durch das Hereindringen des Hellenismus die nationale ägyptische Cultur einen argen Stoß erlitt. Griechische Motive, architektonische und ornamentale, mischten sich in die ägyptische Baukunst, und Alexandrien, eine Weltstadt von griechischer Bildung, griechischer Sprache und Sitte, übernahm als Residenz die Rolle des uralten Memphis und des priesterlichen Theben. In dieser hellenistischen Stadt herrschte ein Geschlecht von griechischer Abkunft, das mit sammt seinem Hofe dieser Abkunft völlig treu blieb. Die Ptolemäer waren und blieben Griechen, redeten griechisch und kleideten sich griechisch, wenn sie auch zuweilen aus religiös-

politischen Gründen sich in Tracht und Art ihrer Unterthanen darstellen ließen. Ebenso wenig fiel es den Königinnen und Prinzessinnen dieses Hauses ein griechischer Tracht und Sitte zu entsagen. Sie waren vielmehr zu jener Zeit die Königinnen der Mode, der griechischen Mode, und geboten derselben um die ganze östliche Hälfte des mittelländischen Meeres herum. Es ist daher unhistorisch z. B. Kleopatra, die berühmte Herrscherin Aegyptens, die Gebieterin der römischen Weltgebieter, wie ein braunes Afrikanerweib darzustellen mit altägyptischem Costüm und altägyptischer Perücke und lang gezogenen Augen, oder gar sie hieratisch steif sitzen zu lassen, die Hände auf die Kniee gelegt. Kleopatra war eine Griechin und keine Aegypterin, wenn sie sich auch auf alle Schlangenkünste des verführerischen Orients verstand und das Feuer des Südens mit der Bildung des Nordens vereinigte. Sie redete griechisch und war in ihrer Gestalt, in ihrer Schönheit, in ihrer Kleidung und Haartracht wie eine Griechin.

2. Kapitel.

Assyrier, Meder und Perser.

Assyrier.

Vom Standpunkt der Griechen aus sind die Assyrier Barbaren, allein in Wirklichkeit waren sie eines der culturtragenden Völker. Die Civilisation hat auf ihrem weltgeschichtlichen Gange bei ihnen Rast gemacht; sie hat bei ihnen einen eigenartigen Charakter empfangen, der wieder auf Meder und Perser und westwärts auf Phönizier und Cypern und darüber hinaus seinen Einfluß geäußert hat. Von dieser Cultur sind uns zahlreiche und bedeutungsvolle Monumente geblieben, die uns, fast wie bei Pompeji, einen tiefen Einblick in diese ferne und fremdartige Menschenwelt gestatten: Monumente, allerdings nicht aus ältester Zeit, denn Assyrien hat eine zweimalige Geschichte gehabt.

Vom Jahre Tausend etwa vor unserer Zeitrechnung einige Jahrhunderte hindurch herrschte zu Ninive am Tigris, einer Stadt, die ihren Umfang nach drei Tagereisen berechnete, ein gar gewaltiges Heldengeschlecht, dessen Namen Assaracbal, Phul, Tigleth-Pileser, Salmanasar, Sanherib tief in die Tafeln der Geschichte eingegraben sind. In fortwährenden Feldzügen Jahr für Jahr eroberten und zügelten sie die weiten Länder und zahllosen Völkerschaften, welche Assyrien umgränzen, die kleinasiatischen Völker bis zu Sydien, Medien, Mesopotamien, Babylon und die arabischen Stämme der

angränzenden Wüste, Israel, Judäa und Phönizien; selbst Aegypten gehorchte ihnen eine Zeit lang. Nichtsdestoweniger fanden sie Zeit und Sinn die Länder mit Canälen und Straßen zu durchziehen, die Städte mit mächtigen Mauern zu umgeben, gewaltige Tempel und Paläste zu bauen und sie mit Kunstwerken zu schmücken. In diesen langgestreckten Palästen waren die Wände mit Marmorplatten bedeckt und auf diesen Platten fanden sich stichereähnlich in leicht erhabenem Relief, mit Farbe unterstützt, die Thaten der Könige, die Ereignisse ihrer Geschichte dargestellt. Die Backsteinmauern sind lange zusammengestürzt, als Ninive unterging, und, zu Schutt verwittert, bilden sie Hügel, die weithin die Ebene am Tigris zu Nimrud und Kujundschik bedecken. Diese Hügel hat der Eifer der Gelehrten, unter Vorgang des Engländers Layard, wieder aufgedeckt, die Eintheilungen der Gebäude wieder bloßgelegt, und zahllose Tafeln von Marmor, mit Darstellungen aus dem Leben der Könige und Völker, und ebenso Platten von gebranntem Thon mit Inschriften in Keilschrift wurden an das Licht gebracht.

Ein gewaltiges Menschengeschlecht, das uns aus diesen Bildern entgegentritt, gewaltig an Leibern, an starker Musculatur, an Ausdruck und an Phantasie! Zeugniß des letzteren sind die Riesencolosse, die gleichsam als Thorwächter dienen, die geflügelten Gebilde aus Thier und Mensch. Es ist ohne Frage ein Zug der Größe, der Gewaltthatigkeit — zumal wenn man ägyptische Darstellungen damit vergleicht — in diesen assyrischen Menschen (s. Abb. 18) und seltsam gepaart mit Zügen der Weichlichkeit, um nicht zu sagen des Weibischen. Und so sind sie in ihrer Geschichte voll Leidenschaft, Energie, Gewalt und wilder Grausamkeit. Ganze Städte werden vom Erdboden vertilgt, wo sie zürnen; Tausende der Gefangenen, ohne Alter oder Geschlecht zu schonen, werden hingeschlachtet, Tausenden lebendig die Haut abgezogen und die Häute um die Mauern der Städte genagelt; ganze Völker werden ausgehoben aus ihrer Heimat und in ein anderes Land verpflanzt. Und dasselbe Geschlecht ergibt sich gleicherweise dem Leben des Harems, der üppigsten Schwelgerei, um, wenn die letzte Stunde gekommen, alle Hoffnung verloren, mit eigener Hand die Brandfackel an die Wände zu legen, sich und die Seinen, Genossen und Weiber, Palast und Stadt in einen Untergang des Schreckens zu vereinen. So ging Ninive zu Grunde.



18. Assyrischer König in vollem Ornat. Ninive.

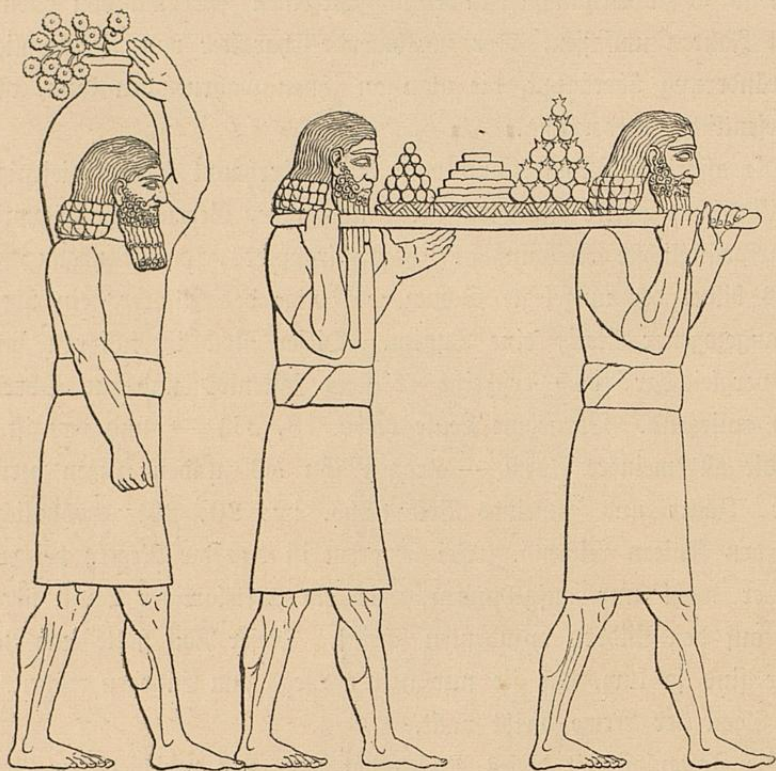
Diesem Doppelcharakter entsprechend ist die assyrische Tracht, wie man es nehmen will, einfach und gekünstelt, großartig und gepuht. Es sind im Grunde einfache Formen, aber meistens mit vielem und auffallendem Schmuck versehen; Haar und Bart werden lang, wie ungechoren oder ungefürt getragen, aber in überaus künstlicher Frisur. Dieser Charakter ist auf den Bildwerken ziemlich der gleiche, obwohl dieselben von den ältesten zu Nimrud bis zu den jüngsten in Assur und Ninive einen Zeitraum von etwa dreihundert Jahren umfassen. Der zunehmende Charakter von Verweichlichung, die Veränderung überhaupt, die man an ihnen wahrnehmen kann, ist nicht von wesentlicher Bedeutung.

Die assyrische Tracht, und man kann überhaupt sagen, diejenige der vorderasiatischen Völker bildet einen charakteristischen Gegensatz zur ägyptischen. Das ursprünglichste Kleidungsstück des Ägypters, den Ausgang seines Costüms bildet der umgelegte Schurz, dasjenige des Assyriers ein über den Kopf angezogener Rock, eine Tunica. Dieser Rock ist insofern unserem Hemd vergleichbar, doch erscheint er stets faltenlos und am Oberkörper ziemlich anliegend. Vornehme Leute (Abb. 18, 21) — und das ist überhaupt die allgemeinere Form — tragen ihn bis zu den Füßen herunter; Krieger, Jäger und gemeines Volk (Abb. 19, 20, 26) gewöhnlich nur bis zu den Knien reichend. Bei letzterem ist das die Regel; bei ersteren wurde er wohl nur aufgebunden, wie ein gürtelartiger Wulst über den Hüften auf den Bildern anzudeuten scheint. Dieser Rock hatte auch Ärmel, aber sie sind so kurz, daß sie nur halben Wegs zum Ellbogen reichen. Der übrige Theil der Arme bleibt nackt.

Die Faltenlosigkeit dieses Rockes hat man aus verschiedenen Gründen herzuweisen versucht. Man hat sie durch einen dicken Stoff erklären wollen, der sicherlich, wenn überhaupt, nicht allgemein getragen wurde, da wie heute verschiedene Stoffe, Wolle, Baumwolle, Flachs, vielleicht selbst Seide in Gebrauch standen; man will, wie im Gegensatz zur Bedeutung der Falte in der griechisch-römischen Tracht, einen festen Kunststil darin finden, der, wenn er bestand, sicherlich in einem realen Umstande seinen Ursprung gehabt hat. Das Richtige ist: der Rock wurde so zugeschnitten, daß er wenigstens dem Oberkörper anlag und so keinen überflüssigen Stoff zur Falte hatte; andererseits wurde er am untern Saume und auch sonst so mit schwerem

Franzenbesatz und Quastenbehang versehen, daß er schon durch die Schwere derselben steif und platt gezogen werden mußte.

Dieser Besatz und Behang, diese Posamentierarbeit (Abb. 18, 21 u. a.) ist ein zweites charakteristisches Zeichen der assyrischen Tracht. Nirgends sonst ist eine gleiche Anwendung davon gemacht worden, wie sie uns auf

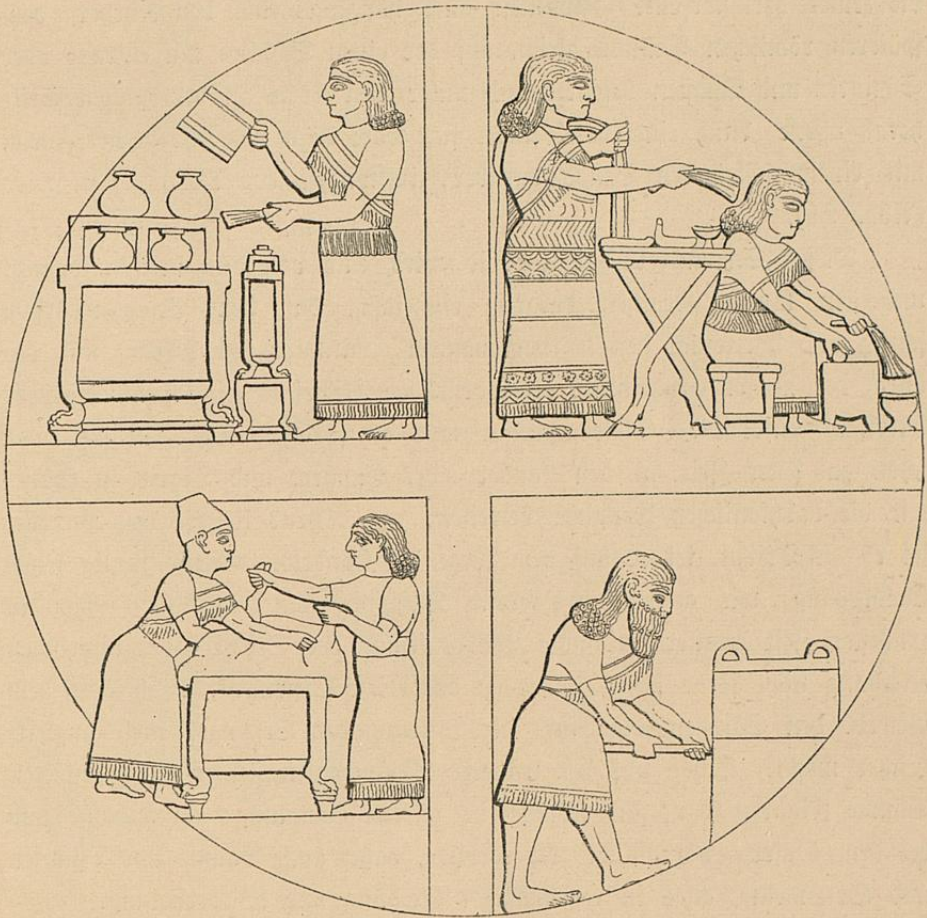


19. Assyrische Männer aus dem Volke, Früchte tragend. Ninive.

diesen Bildern entgegentritt, und nicht bloß bei Menschen, sondern auch bei den Pferden. Der überaus reiche und stattliche Schmuck der letzteren besteht vorzugsweise in Quasten und Franzen, deren große Kunstfertigkeit der Verschlingungen und Bindungen auch auf das Geflecht der Mähnen übergeht, ja selbst, wie wir noch sehen werden, auf die Haare der Menschen. Die assyrischen Arbeiten in diesem Zweige der Ornamentik verdienen als Vorbilder studirt zu werden; sie sind noch heute mustergültig. Ihre Ueberreste,

wenigstens die gleiche Vorliebe hat sich in jener Gegend fortgepflanzt; sie findet sich noch bei den Beduinen Mesopotamiens und Syriens.

Der Fransenbehang umgiebt mehr oder minder reich zunächst den



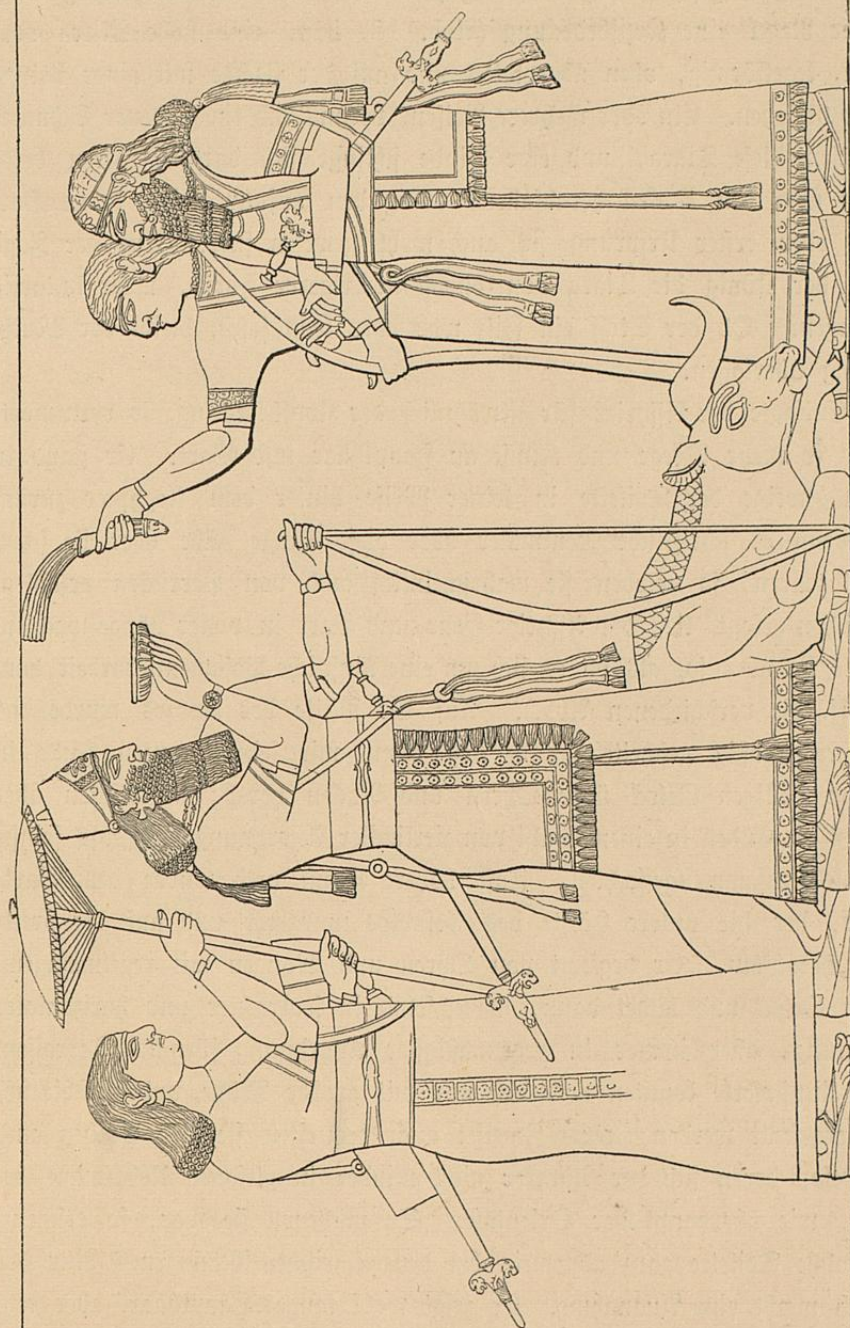
20. Szenen aus dem häuslichen Leben der Ägypter. Dienstrachten. Kinnib.

unteren Saum des Rockes, aber mehr noch umsäumt er die obere Kleidung, denn der Rock ist nicht das einzige Stück. Der König und die Würdenträger des Reiches, die vornehmen Priester, erscheinen bei festlichen Gelegenheiten mit einer Amts- oder Standestracht, deren Form mannigfach ist und sich mitunter nur schwer aus den Bildwerken erklären läßt. Zuweilen gleicht sie nur einem Schultergehent, das sich von der einen Schulter her

quer über die Brust zur anderen Hälfte herabzieht. Die Breite desselben erscheint durch die langen Fransen gewandartig erweitert. Dann ist es auch wirklich ein Gewandstück (Abb. 18), das mantelartig über eine oder beide Schultern sich legt, sich schräg um den Körper zieht oder bis unter die Kniee herunterfällt. Zuweilen auch hängt es um den Körper, dem späteren römischen Pallium gleich, auf der einen Schulter mit Agraffe oder Schnüren und Quasten befestigt und unter dem Arme an der ganzen Seite herab offen. Auch ein Gürtel findet sich wohl dazu von sehr breiter Form, mit einem schmälern Bande darüber, in welches der Dolch gesteckt wird (Abb. 21).

Dieses Schmuck- und Ehrenkleid wird nun von dem breiten Geflecht und den langen Fransen derartig eingefast, daß der Besatz mehrfach schräg und horizontal den Körper umgiebt, mitunter fast bedeckt, und dadurch der ganzen Erscheinung des vornehmen Assyriers sein charakteristisches Merkmal ausdrückt. Ohne Zweifel war es farbig. Die Färberei war schon zu jener Zeit in den Ländern des Euphrat und Tigris zu Hause, wie die babylonischen Teppiche beweisen, und Tyrus lieferte den Purpur, sei es als Tribut, sei es auf dem Wege des Handels. Ebenso wenig fehlte Goldbehang, wie auch Goldstickerei. Daß die edle, in Asien schon in frühester Zeit dunkler Geschichte geübte Kunst der Stickerei der assyrischen Kleidung nicht ferne stand, das zeigt das reiche Ornament, welches auf dem Gewebe den Säumen folgt und die Wirkung des Behanges noch ungleich reicher macht. Schon auf den früheren Monumenten stellten diese gestickten Säume Figuren dar, die Könige in allerlei Handlung, im Kampfe und bei dem Opfer, phantastische Thiergebilde, dann auch Bäume und Pflanzen und Ornamente, alles in regelmäßiger Reihung und Wiederholung.

Eine eigentliche Beinbekleidung trug der Assyrier nicht, nur zur vollen Kriegstracht gehörten auch Knie- und Beinschienen. Wohl aber trug der Vornehme in der Regel Sandalen aus festem Leder nach der Form des Fußes geschnitten (Abb. 18 u. 21), mit Klappen, in denen die Ferse ruhten, vorne über den Fuß mit Riemen gebunden, deren einer zwischen die erste und zweite Zehe hindurchlief. Wo die Beine bei kurzem oder aufgeschürztem Rock sich zeigen, sind sie stets nackt mit gewaltiger Muskulatur gezeichnet. Ebenso ist der Kopf gewöhnlich unbedeckt; ihm scheint die Fülle



21. Assyrischer König mit Dienern und Waffenträger. Ninive.

des Haares genügt zu haben, die allenfalls mit einer Binde oder einem diademartigen, geschmückten Reifen gehalten wurde. Nur der König trägt in der Regel eine Kopfbedeckung (Abb. 18, 21), eine hohe Mitra oder Tiara, kegelförmig, oben abgeplattet und auf der Fläche mit einer kleinen Spitze versehen. Ein oder mehrere Reifen, vermuthlich ein goldener Schmuck, umlaufen diese Tiara, und eine Binde schlingt sich darum, deren beide Enden über den Nacken herabfallen, völlig den Infeln gleich, deren Vorbilder oder erster Ursprung sie auch wohl gewesen sind. Auf der Jagd pflegt der König die Tiara von etwas niedrigerer Form, mehr hutartig zu tragen. Ob der Stoff ein Filz war oder was sonst, bleibt der Muthmaßung überlassen.

Entsagte der Assyrier für gewöhnlich der Kopfbedeckung, so verwendete er um so mehr Pflege und Kunst an Haupthaar und Bart. Er stand in diesem Zweige der Toilette in keiner Weise hinter dem Aegyptier zurück, und wenn es schriftliche Denkmäler über diese Dinge gäbe oder sie schon erklärt wären, so würden sie wahrscheinlich auch von Perrücken erzählen. Wie schon gesagt, ließ der Assyrier Haar und Bart in voller Länge wachsen, ordnete sie aber so, als ob es sich um eine künstliche Posamentierarbeit handelte (s. die verschiedenen Abb.). Auf der Mitte des Kopfes wurde das Haar regelmäßig gescheitelt und floß dann mit seiner ganzen Fülle in schönem welligen Gelock über Ohren und Nacken herab; im Rücken aber wurden die Enden in einen Wulst von zierlichster Anordnung und aufs feinste gekräuselt zusammengeflochten. Fast höhere Kunst noch wurde dem Barte zutheil, der die untere Hälfte des Gesichtes umrahmt und auf die breite Brust herabfällt. Er beginnt von Ohren und Wangen mit regelmäßigem, feinem Gelock und bildet dann, abwechselnd in senkrechter und horizontaler Schichtung, aber immer in regelmäßigster Anordnung förmlich Terrassen. Diese Kunstwerke konnten natürlich nur mit großer Mühe und Geschicklichkeit hergestellt werden; ohne Zweifel auch bedurften sie der Salben und der Oele, deren sich der Assyrier nicht minder in gleichem Uebermaße bediente, wie überhaupt der Orientale. So mühevoll sie war, so erscheint doch solche Toilette ganz allgemein bei den assyrischen Männern. Nur der Eunuch macht eine Ausnahme. Er zeigt wohl langes Haupthaar, aber stets ein glattes Gesicht.

Bei solcher Pflege ist auch der reichliche Schmuck an edlen Metallen nicht zu verwundern, den der Assyrier am Körper trägt. Insbesondere (Abb. 18, 21) sind es Armringe, breite Reifen, deren Enden mit Rosetten oder Schlangenköpfen oder sonstwie geschmückt, neben oder über einander liegen; sie umziehen die nackten Oberarme und ebenso das Handgelenk. In ähnlicher Weise sind auch oft die Kopfbinden oder Stirnreifen verziert.

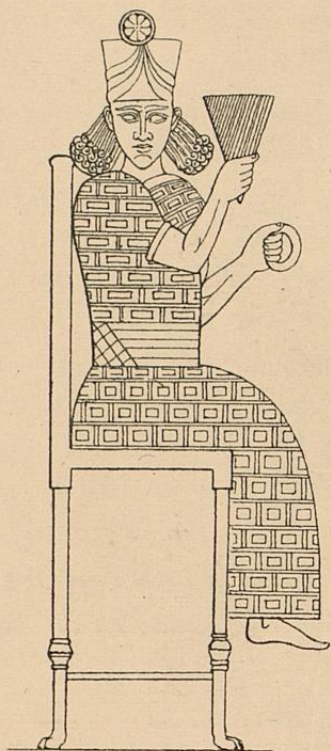


22. Frauentrachten: Frauen in assyrischer Gefangenschaft. Nineve.

Nicht selten liegt auch eine Kette um den Hals, von welcher allerlei scheibenförmiger oder rosettenartiger Schmuck auf die Brust herabfällt. Die Ohren verzierten Ringe mit verschiedenem Schmuck daran.

Ohne Zweifel entsprach allen diesen Eigenschaften der männlichen Tracht auch die weibliche Kleidung, aber wir befinden uns ihr gegenüber in einiger Verlegenheit. Alle die zahlreichen Darstellungen geben keine assyrischen Frauen (wenigstens keine, die sich mit voller Sicherheit als solche bestimmen ließen), nur einige weibliche Gottheiten und sodann gefangene Frauen fremder Völkerschaften (Abb. 22). Die Ursache ist wohl darin

zu suchen, daß in Assyrien schon jene Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechts existirte, jene Unsichtbarkeit im Harem, welche später dem Mohammedanismus eigenthümlich wurde. Es war daher wohl ebenso wider Sitte und Anstand die Frauen bildlich vor aller Augen darzustellen, wie sie öffentlich sehen zu lassen. Jene weiblichen Gottheiten tragen faltenlose Kleider



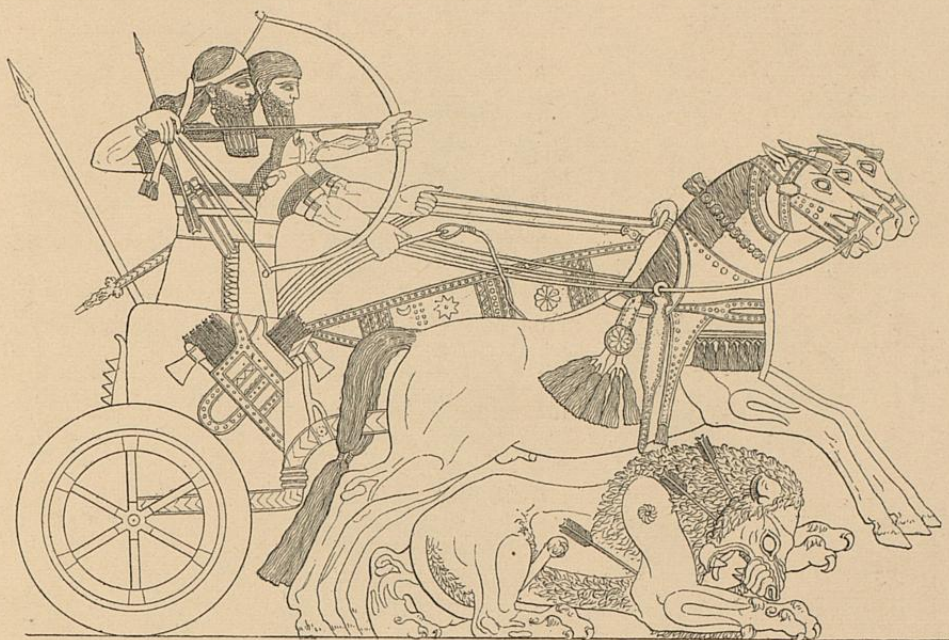
23. Weibliche Gottheit.
Assyrische Frauentracht. Ninive.

von buntem Stoffe, welche nur die Füße sichtbar lassen; die Ärmel sind kurz und lassen Unterarm und die Hälfte des Oberarmes nackt. Um die Hüften liegt ein breiter Gürtel. Das Haar ist geordnet und geschmückt ganz in der Weise wie dasjenige des Mannes, doch trägt das Haupt eine hohe Kopfbedeckung, die wohl höchstens der Königin zukam (s. die Abb. 23). Ein anderes Bild beschwingter weiblicher Genien (Layard I. 7) zeigt eine ähnliche Kopfbedeckung, im Uebrigen aber das Costüm mehr männerartig und mit reichem Fransenbehang und Schmuck von Armringen und Ohrgehängen. Was man darnach mit einiger Sicherheit als die Kleidung der Frauen annehmen kann, ist ein langer geschlossener Rock mit sehr kurzen Ärmeln, der am Oberkörper eng anlag und sich erweiternd bis zu den Füßen herabreichte. Ohne Zweifel gab es dazu bei den vornehmen Frauen eine obere Zier-

kleidung mit reichem Quasten- und Fransenbehang, doch bleiben wir über die Form im Unklaren.

Um so besser unterrichten uns die Reliefs über alles, was Waffen und Rüstung betrifft. Der Krieg ist in allen seinen Begebenheiten dargestellt, in Schlachten in der Ebene und im Gebirg, Gefechten in Sumpf und Wald, Belagerungen und Flußübergängen, in Triumph und Sieg, mit Beute und Gefangenen. Es geht aus den Bildern hervor, daß die Assyrier ein vollkommen geordnetes Heerwesen, wohl gegliedert nach den Abtheilungen

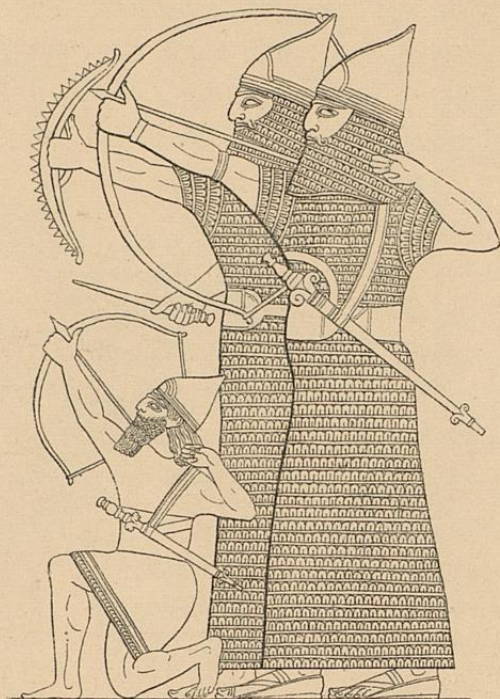
und nach den verschiedenen Waffen, mit ihren Führern und ihren Kriegszeichen hatten (Abb. 24—27). Daß Waffen und Rüstungen in ihrer Art vollkommen waren, läßt sich schon aus der hohen Ausbildung der Metalltechnik schließen, welche die ältesten Culturstaaten Asiens — und zu ihnen gehörte Assyrien — auszeichnete. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Assyrier bereits Helme und Panzer von Erz und Eisen besaßen. Einiges der Art haben auch die Ausgrabungen an das Licht gebracht.



24. Assyrische Löwenjagd: Wagen und Waffen. Nimive.

Auf den Bildern der Reliefplatten sind ganze Geschwader vollkommen wohlgerüstet vom Kopf bis zum Fuß. Der Helm hat in den meisten Fällen die Form einer spizen phrygischen Mütze — die Ausgangsform aller Hüte und Helme — zuweilen mit der umgebogenen Spitze, gewöhnlich aber ohne dieselbe, so daß man diesen Helm als den gespizten Topfhelm bezeichnen kann (s. die Abb.). Mitunter nähert sich die Form derjenigen des griechischen und römischen Helmes mit bürstenartigem Kamm aus Kopfhaaren und mit Backenstücken. Es ist aber nicht immer, daß die sonst wohlbewaffneten Krieger den Helm tragen, selbst nicht die Begleiter des Königs. Dieser

trägt den Helm mehr in der Form seiner eben beschriebenen Diara. Bei denjenigen Kriegern, welche am besten bewaffnet sind, deckt eine Art Panzerhemd den ganzen Mann vom Kopfe bis zu den Füßen herab. Nur vom Gesicht sind Augen und Nase frei, so daß die Ähnlichkeit mit einem Ritter aus der Zeit der Kreuzzüge oft auffallend ist. Nur die Arme von der Hälfte des Oberarmes herab sind noch unbedeckt. Dieser Panzer war ohne

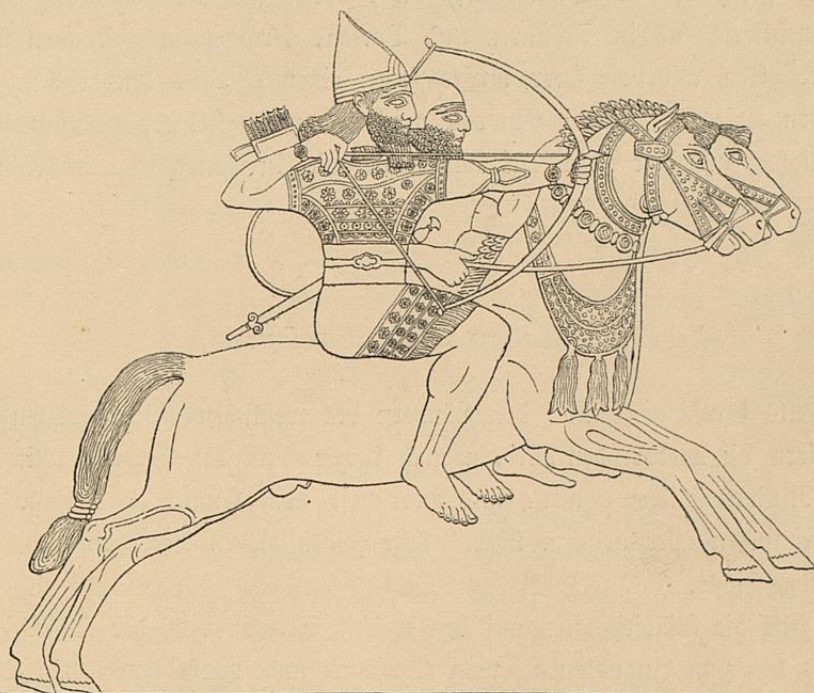


25. Assyrische gepanzerte Bogenschützen zu Fuß. Ninive.

Zweifel häufig ein mit metallenen Schuppen besetzter Rock, daneben aber auch nur ein dickes, zusammengeinähtes, gestepptes Wamms, wie es dem Orient eigenthümlich ist. Auch Alexander der Große legte ein solches an. Der lange Panzerrock machte einen Schirm der Füße entbehrlich, doch finden sich auch Beinschienen und Kniebedeckung, wenn der Rock nur bis zu diesen herabreicht, und ebenso auch Fußbekleidung. Zu weiterem Schutz gab es Schilde, zumal für den Speerwerfer und Lanzenträger. Sie haben in der Regel kreisrunde Form, sind concav und auf der äußeren Seite zuweilen



26. Assyrische Soldaten mit Lanze, Bogen und Schleuder. Ninive.



27. Assyrische Bogenschützen zu Pferde. Ninive.

mit allerlei Ornament verziert. Auch lange Schilde und solche, die auf den Boden gesetzt werden, kommen vor.

Die Hauptwaffen zum Angriff sind der Bogen und der Wurfspeer

(Abb. 25, 26, 27), beide von mäßiger Länge, übrigens aufs trefflichste gearbeitet; neben ihnen giebt es auch Aexte und Keulen. Zum Bogen gehörte ein Futteral und vor allem ein Köcher, der nicht selten mit der reichsten Verzierung bedeckt ist. Den Führern hing ein schmales, nicht sehr langes Schwert am Schultergehent, und ein oder mehrere Dolche steckten im Gürtel. Alle diese Waffen sind, bei den vornehmen Kriegerern wenigstens, mit reicher Arbeit versehen. Die Menge des Volkes kämpfte zu Fuß, die Elite zu Pferde und zu Wagen. Die trefflich geschulten Reiter führten Bogen oder Wurfspeer, mit ihren kurzen anliegenden Panzern und ihren Spizhelmen gleichen sie oft zum Verwechseln tischeressischen Reitern. Die zweirädrigen Kriegswagen sind häufig mit drei Pferden bespannt; sie führen den Bogenschützen und den Wagenlenker. Wagen und Pferde sind aufs reichste geschmückt, und namentlich die letzteren mit all dem kunstvollsten Posamentierschmuck in Schnüren und Borten, Fransen und Quasten überhängt. Das assyrische Heer mußte somit einen überaus kriegerischen und für den Krieg vollendeten Eindruck machen, wohlgegliedert, wohlbewaffnet, mannigfach in seiner Art, vollkommen und reich in schmuckvoller Ausrüstung.

Meder und Perser.

Als Großmacht unter den Ländern des westlichen Asiens folgten den Assyriern die Meder, den Medern nach kurzer Frist die Perser. Mit dem Fall Ninives gingen Cultur und Herrschaft vom semitischen Stamm auf den iranischen oder arischen über. Wir folgen diesem Uebergange mit der Costümgeschichte.

Alle die Völkerschaften auf den weiten Strecken von der Ostseite des Tigris bis zum Induslande, vom Kaukasus und den Steppen am Ouz bis zum persischen Meerbusen, alle diese Völkerschaften, welche Kern und Kraft des großen Perserreiches bilden sollten, gehören der arischen Race an, sind einer Abkunft, einer Sprache, verwandt in allen ethnographischen Beziehungen, wie verschieden auch immer sie erscheinen mögen, wenn man die von den entgegengesetzten Gränzen mit einander vergleicht. Am nächsten

stehen sich Meder und Perser, die vornehmsten, begabtesten und tapfersten unter ihnen, beide zur Herrschaft berufen.

Es erging den Medern und den Persern, wie überhaupt den orientalischen Völkern, die zu einer großen geschichtlichen Bedeutung bestimmt waren. Ein tapferes, unverdorbenes Volk erhebt sich aus Dunkelheit und Niedrigkeit unter der Führung eines kraftvollen Mannes, stürzt die entartete Herrschermacht, setzt sich selbst an die Stelle, übernimmt von den Besiegten Cultur, Luxus, Schwelgerei, um selber in Entartung zu verfallen und dann in gleicher Weise einem anderen Volke den Platz zu überlassen! So schütteln die Meder, ein Gebirgsvolk wie die Perser, unter Führung des Dejoces das Joch der Assyrier von sich ab; im Bunde mit den Babyloniern, die gleichfalls sich neu erheben, zerstören sie Ninive und gründen an Stelle Assyriens das mächtige Mederreich, das nach Westen und nach Osten seine Herrschaft ausdehnt. Aber kaum ein Jahrhundert dauert ihr Glanz. Ueberraschend schnell eignen sie sich die Cultur der Assyrier an, ohne freilich Feinheit und Höhe derselben zu erreichen, und mit der Cultur zugleich alle die schlimmen Eigenschaften des Luxus, Pracht und Ueppigkeit, Schwelgerei und Weichlichkeit, wenigstens am Hofe, in der Hauptstadt Ekbatana und unter den Vornehmen des Landes. Es fiel den Persern, einem bis dahin kaum genannten Volke, Bewohnern des südlichen, aber rauhen, kalten und zerrissenen Gebirgs, nicht allzuschwer das Joch der Meder abzuwerfen und sich selbst zu Herren zu machen. Solches geschah bekanntlich durch Kyros um das Jahr 550 vor Christo.

Leider sind von den Medern selbst außer dem, was sich an den Trümmern von Persepolis auf sie beziehen läßt, keine bildlichen Denkmäler übrig geblieben, wie in so reichlichem Maße von den Assyriern und in nicht unbedeutender Anzahl von den Persern, und wir sind, was ihr Aeußeres, ihr Costüm, ihre Bewaffnung betrifft, zumeist auf die Mittheilungen der Schriftsteller angewiesen. Aber die Meder sind die Vorbilder der Perser geworden; sie haben die Cultur der Assyrier zu ihnen gebracht; was sie selber in der Cultur geleistet haben, ihr eigenes Costüm zumal, ist auf die Perser übergegangen. So waren sie kaum viel anders in ihrer äußeren Erscheinung als die Perser selbst auf dem Höhepunkt des Reiches, wie sie auf den Monumenten der alten Königsstadt Persepolis sich dargestellt haben,

ihnen gleich, oder wenig unterschieden in Tracht und Bewaffnung. Leider stellen auch diese Monumente keine Frauen dar, weder der Meder noch der Perser.

Nach den Mittheilungen der alten Schriftsteller waren die Meder von großer, stattlicher und wohlgefälliger Gestalt, mit angenehmen, regelmäßigen Gesichtszügen, von grader Stirn und Nase, oft dem griechischen Profil nicht unähnlich, und die Frauen zumal von besonderer Schönheit. Das Haar

wuchs ihnen in großer Fülle. Sie wußten es auch und waren stolz darauf und widmeten ihm die äußerste Pflege. Sie trugen es von der Stirne zurückgeworfen, glatt oben auf dem Kopfe, dann über die Ohren und nach hinten rückfallend in Reihen kleinen Gelockes aufs schönste und zierlichste geordnet. Ebenso kräuselten sie den Schnurrbart und den Bart um Kinn und Backen. Auf dem Haupte trugen sie außerhalb wie innerhalb des Hauses eine ziemlich hohe und breite Kappe von Filz oder Stoff, Diara oder Kidaris genannt (Abb. 28). Als die Meder Herren geworden, da übten sie bald alle Künste der Toilette, in deren tiefste Geheimnisse sie eingeweiht waren. Durch Künste der Kosmetik, durch Salben, die sie in die Haut einrieben, suchten sie den Einfluß der Zeit zu hemmen oder zu verbergen, die Hautfarbe zu verbessern, die Schönheit zu halten oder zu heben.



28. Medische Tracht mit dem langen faltigen Rock. Persepolis.

Von falschem Haar machten sie reichlichen Gebrauch; sie verstanden es den Glanz der Augen zu vermehren, sie größer erscheinen zu lassen und ihnen mehr Sanftmuth zu geben. Gold trugen sie an Ketten um den Hals, an Ohrgehängen und Armbändern um das Handgelenk; soviel sich aber schließen läßt, hatten sie es nicht zu edlem Geschmack oder feinerer Arbeit gebracht.

Was der Tracht der Meder vor allem eigenthümlich war, das ist ein langer und weiter Rock, von dem die Schriftsteller als einer besonderen und auffallenden Erscheinung berichten. Er war, über der sonstigen Kleidung liegend, die stete Tracht des Königs, aller Hofleute und aller Vornehmen (Abb. 28). Als Stoff desselben wird Seide angegeben, was in

der Zeit des medischen Luxus nicht unwahrscheinlich ist, doch ohne Zweifel bestand er daneben und ursprünglich aus einem mehr oder weniger feinen Wollengewebe. In welcher Form er getragen wurde, ist unschwer zu erkennen, da er, wie ihn die Perser übernommen, sich als regelmäßige Erscheinung auf den Monumenten von Persepolis dargestellt findet. Darnach schloß er sich am Oberkörper dem Busche an und wurde noch über den Hüften gegürtet, bedeckte aber die Arme mit weiten, faltigen, unten an den Händen offenen Ärmeln; desgleichen fiel er weit und faltig von den Hüften bis auf die Füße, wurde aber in eigenthümlicher Weise dabei in Falten geordnet. Ungefähr wie man Festons aus gewebten Stoffen legt und befestigt, mit Bogenfalten in der Mitte und senkrechten an den beiden Seiten, so wurde dieses Gewand zu beiden Seiten über den Hüften so aufgenommen, daß sich hier senkrechte Falten bildeten, vorne und rückwärts aber solche in Bogen die untere Hälfte des Körpers umzogen. Diese Falten erscheinen auf den Reliefs von Persepolis — und gewiß war es in der Wirklichkeit ebenso — mit großer Regelmäßigkeit schematisch geordnet. Also ganz im Gegensatz zur faltenlosen assyrischen Kleidung ist hier die Falte zu einem wichtigen Moment sowohl für die Kleidung wie für die Kunst geworden, gleichwie es bei den Griechen und den Römern der Fall war, nur daß bei diesen die Schönheit im freien Fluß, bei jenen, den Medern und Persern, in gebundener und absichtsvoller Regelmäßigkeit gesucht wird.

Dieser Rock, grade so wie er beschrieben worden, ist auch, übereinstimmend nach den Bildwerken und den Berichten der Schriftsteller, das Staatskleid des Persers, das eigenthümlichste Stück seiner Tracht während der Blüthezeit des Reichs. Sowie der Perserfürst der Großkönig geworden war, alleiniger und unumschränkter Gebieter so weiter Länder, wie sie kaum jemals vorher vereinigt gewesen, absoluter Gebieter über Eigenthum, über Leben und Tod so vieler Millionen Unterthanen, von dessen Hand zu sterben, oder seine Kinder sterben zu sehen für eine Gnade galt — sowie der Perserkönig zu dieser Macht und Stellung gekommen, war die alte persische Kleidung ungenügend von seiner Würde und Hoheit den rechten Ausdruck zu geben. Der ganze medische Pomp, die ganze äußere Herrlichkeit wurde also herübergenommen zum Prunk der Paläste, der goldene Thron, das zahlreiche wie glänzende Gefolge, das Ceremoniell, die knechtischen Sitten und

Dienste der Hofleute, die lange, weite, geschmückte, oder kürzer gesagt die weibliche Gewandung. Zu dem medischen Rocco (Abb. 29), von dem übrigens die Bilderwerke einige, nicht grade wesentliche Varianten zeigen, setzte der König die hohe, vermuthlich mit Gold- und Edelsteinen verzierte Tiara auf das Haupt, allerdings ebenfalls in abweichender Form, und führte ein Scepter in Form eines langen Stabes mit goldenem Knopfe;



29. Der Perserkönig auf dem Throne, mit dem Wedelhalter. Persepolis.

er trug Ohrgehänge und Armringe, salbte sich und ordnete Haar und Bart in schönstem Lockengeringel. Die ganze Kunst der Kosmetik ging auf Persien über, das den Wohlgerüchen, die Arabien lieferte, noch näher lag als Medien. Der vornehme Perser zog nicht mehr in das Feld, ohne seinen Kasten mit Salben, Oelen, Pomaden und Wohlgerüchen mitzunehmen; der König hatte sein eigenes Verschönerungsmittel, bereitet aus Löwenfett, Palmenwein, Safran und der Pflanze Helianthes: sie galt für sehr kräftig. Wie diese Künste, so hatte der König auch die medischen Würdenträger mit ihren Abzeichen übernommen, den Sesselträger, den Fächer- oder Wedel-

träger, der die Fliegen von seiner erhabenen Person abzuwehren hatte (Abb. 29), den Schnupftuchträger (wenn wir die Bilder richtig auslegen) und den Parasolträger, der den Sonnenschirm — auch schon eine assyrische Sitte — ausgespannt über seinem Haupte halten mußte.

Unter dem weiten Rocke wurde noch ein zweiter kürzerer getragen, welcher dem Körper eng anlag. Beide glänzten in lebhaften Farben. Der König trug den oberen Rock in Purpur, mit Gold umstädt, den unteren



30. Perser, männliche Hoftracht mit dem Hemelrock, von der Seite und von vorne gesehen. Persepolis.

aber gestreift. Dieser untere Rock gehörte wohl noch der alten medischen und persischen Tracht an, denn er war der Kleidung des Volkes als Hauptstück geblieben. Eng am Körper, um die Hüften gegürtet, mit engen, bis zur Hand herabreichenden geschlossenen Ärmeln, in dieser Form reichte er bis zum Knie herab. Zu ihm gehörte eine Beinbekleidung, eine Hose, grade nicht anliegend, aber doch nicht von faltiger Weite, und über den Füßen geschlossen. Die Füße sind von hohen Schuhen bedeckt, welche die Vornehmen saffrangelb und oben mit Schnur und Verzierung tragen. Mit der Hose treten die Perser als erste Nation am östlichen Ende in die

Völkerreihe der Braccati, welche sich durch den Kaukasus, an der Nordseite des schwarzen Meeres, durch Europa bis nach Gallien hinziehen. Sie bilden einen großen Gegensatz einerseits zu der Schurzkleidung der Indier und Aegyptier, andererseits zu dem faltenreichen drapirten Costüm der Griechen und Römer, Gegensätze, die in spätrömischer und byzantinischer Zeit zum Theil zusammenschmolzen.

So also trug sich der gewöhnliche Perser nach alter Landesart: hohe, gepölpelte Schuhe, Hose, kurzer, geschlossener Rock. Nach Herodot hatte er auch beständig den Hut oder die Kappe — wie man die ziemlich umfangreiche Kopfbedeckung benennen mag — auf dem Haupte. Doch ist es auf den Bildwerken keineswegs immer der Fall; vielmehr ist der Hut häufig nur durch eine Binde ersetzt, die wohl zunächst bestimmt war die Fülle der reichen und wohlgeordneten Locken zusammenzuhalten, denn der Perser hielt es damit wie der Meder und Aegyptier: er ließ Bart und Haar wachsen und widmete ihnen alle Pflege und Kunst.



31. Persischer Fußsoldat
in alter Landestracht.
Persepolis.

Auch der kurze Rock war gegürtet (Abb. 31), und am Gürtel hing gewöhnlich an einem Riemen vorn oder an der rechten Seite ein breites Dolchmesser mit kurzem Griff ohne Parirkreuz, meist gerade, zuweilen auch gekrümmt. Diese Formen sind grade so noch heute in Persien zu Hause. Im Uebrigen bestand die Bewaffnung des eigentlichen Persers in Bogen, Speer, Schwert und seltener in der Streitart (Abb. 32, 33). Auch die Schleuder wurde geführt. Keine Waffe führte der Perser lieber als den Bogen, in keiner war er mehr geübt, keine Übung wurde höher geschätzt. Der Bogen war, nach den Bildwerken zu schließen, nur etwa höchstens bis 4 Fuß lang und wurde für gewöhnlich in einem Futteral getragen. Der Speer mit eiserner oder eherner Spitze war ebenfalls im Verhältniß kurz; nur etwa sechs bis sieben Fuß lang, zeigte er sich im Fußkampf der längeren Lanze der Griechen nicht gewachsen.

Die vollkommene Leibesrüstung, welche später den Kern der persischen

Truppen deckte, entstand wohl im Laufe der Zeiten während der Blüthe des Reichs. Ursprünglich war der Hauptschutz die Kleidung selber, denn Rock und Hose bestanden aus Leder, zuweilen auch aus Fellen. Dann führte der Bogenschütze einen langen viereckigen Schild, den er vor sich auf den Boden stellte, eine Wehr, die seiner Beweglichkeit großen Eintrag that. Später aber wurden Wamms und Bein Kleid mit eisernen Schuppen bedeckt, die über einander lagen; es kamen Brustplatten und andere geschmiedete Theile hinzu, dann völlig metallene Helme von Eisen, Bronze oder Gold. Nicht genug, daß in dieser Weise der Mann vollkommen gerüstet wurde, auch das Pferd erhielt seine Panzerstücke an Kopf, Brust, Flanken und Beinen.

Diese schwere Reiterei, die eben sowohl mit Bogen wie mit Speeren kämpfte, bildete in späterer Zeit den Kern des persischen Heeres. Daneben gab es freilich auch zahlreiche leichte Reiterei, die den Feind angreifend und fliehend, umschwärmte, wie denn überhaupt das persische Heer, zahlreiche und so verschiedene Völkerschaften in sich vereinend, einen höchst mannigfachen, bunten Eindruck machte. Im gewaltigen Troß wurden selbst die Frauen der Könige und Vornehmen mitgeführt, mit dem ganzen Hofstaat, mit Würdenträgern, Beamten und Dienern. Der König selbst, der keineswegs hinter dem

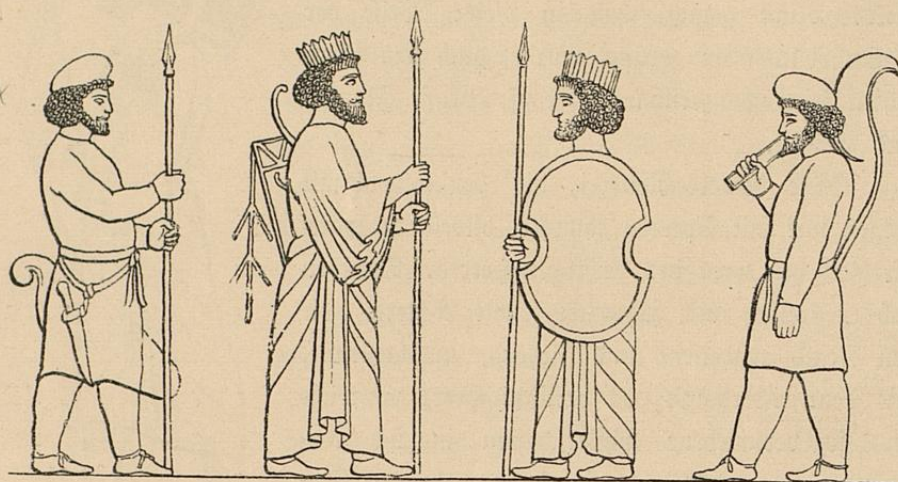
Heere zurückbleiben sollte, sondern mit den Reitern in das Gefecht stürmte, kämpfte gewöhnlich zu Wagen, mit dem Wagenlenker neben sich. So that es Darius Rodomannus in den Schlachten von Issus und Gaugamela, wo sein Wagen vierspännig war. So erscheint er auch ganz richtig auf der Darstellung der Alexanderschlacht des berühmten Mosaiks von Pompeji, das in costümlicher Hinsicht, was die Perser der Blüthezeit betrifft, eine wohl etwas zweifelhafte Quelle bildet. Auf diesem Mosaik z. B. erscheinen die Perser nur mit Schnurrbart, auf den Reliefs zu Persepolis dagegen mit dem Vollbart. Doch ist das Tuch oder die



22. Perser, Bogenträger des Königs. Persepolis.

Binde, welche König und Krieger um Hals und Kinn, auch um den Kopf geschlungen haben, wohl richtig; sie erscheint, wenn auch in anderer Gestalt, ebenfalls auf einzelnen Figuren der Monumente von Persepolis. Es war Sitte, daß alle Leute, die sich dem Könige bittend näherten, mit diesem Tuche den Mund verhüllen mußten.

Von den Frauen, wie schon angedeutet, schweigen die Bildwerke, und nicht viel besser ist es mit den schriftlichen Nachrichten. Wir sind demnach auf Vermuthungen und Schlüsse angewiesen. Sicher ist, daß die große



33. Persische Fußsoldaten mit Lanze und Schild und Bogen im Futteral. Persepolis.

Pracht der Kleidung auch auf sie überging. Die höhere Stellung, welche die Frau bei den arischen Stämmen und so auch bei den Persern einnahm, macht das unabweisbar. Wenn der Perser auch verschiedene Frauen und mitunter einen wohlausgestatteten Harem hatte, so war doch eine Frau die eigentliche und herrschende, und so war auch nur eine die Königin. Die Königin-Mutter übte noch mehr als diese stets den größten Einfluß auf den ergebenen Sohn und König. Die Königin erhielt selbst die Einkünfte von Provinzen und Städten zum „Gürtelgeld“ zugewiesen, wovon nicht ein geringer Theil auf Schmuck und Kleidung verwendet wurde. Die Form beider ist freilich zweifelhaft, doch die Kleidung seit den Zeiten des Luxus sicherlich weit, faltig und lang gleich derjenigen der Männer. Es

werden daneben reich gestickte Schuhe erwähnt, ein goldgestickter Schleier und eine kappenartige Kopfbedeckung; die Königin trug wie der König die Tiara. Die Stoffe selbst, die zum Theil das Hauptland aller kunstvollen Weberei, Indien, lieferte, waren ebenso fein und zart, wie reich und geschmückt; Seide und Goldverzierungen waren nicht ausgeschlossen. Auch der König trug diese feinen, glänzenden, gemusterten Stoffe, die wenigstens später in Persien selbst in unübertrefflicher Schönheit und Kostbarkeit hergestellt wurden.

3. Kapitel.

Die Griechen.

Die Marmorsculpturen der Griechen zeigen eine Gewandung, die so aussieht, als ob sie nur die Beredlung der ersten und einfachsten, der naturgemäßen Kleidung des Menschen sei. Aber dem ist nicht so. Die griechische Gewandung, wie die Kunst sie uns lehrt, ist den umgekehrten Weg gegangen, von der Mannigfaltigkeit zur Einfachheit, von der Bunttheit zur Schlichtheit, von der Verengung und Versteifung zur Weite und zur Freiheit. Und das stimmt auch völlig zu dem Gange der Geschichte.

Die Cultur der Hellenen hat von Asien ihren Ausgang genommen; von Asien kam der elektrische Strom, der den Funken des Genies hervorspringen ließ und das Licht anzündete, das die Welt erleuchten sollte. In Kleinasien, in der alten phrygischen Heimat, liegen die Keime des Werdens, welche von Elementen tiefer aus Asien her befruchtet und zum Wachsen gebracht wurden. Sie pflanzten sich hinüber an die Küste, wo in den ionischen und äolischen Colonien eine neue Cultur erstand, die nicht mehr asiatisch, nicht mehr phrygisch, sondern ächt hellenisch war, wenn auch der äußere Prunk, die Ueppigkeit, in welcher das ionische Leben erglänzte, mindestens die Nähe Asiens nicht verleugnete. Von hier, von den ionischen Küstenstädten theilte sich die neue Cultur dem Mutterlande mit, und zwar mit dem Prunk, mit der Weichlichkeit selbst, welche ihrer Heimat angehörten. Aber im Mutterlande erst, im Heranwachsen zu seiner geistigen Größe,

wurde alles abgestreift, was unhellenisch war; und hier erst wurde jene wunderbare Natürlichkeit, jene schlichte Hoheit erreicht, welche die Hellenen selber und alle ihre Werke kennzeichnen. Diese Eigenschaften sind das letzte Product eines Werdeprocesses, nicht der Anfang der Culturbewegung.

Genau so ist es mit dem Costüm der Griechen, soweit wir es rückwärts in die Vorgeschichte verfolgen können. Anliegend dem Körper, mit asiatischer Bunttheit begann es, und also kam es auf dem Wege Joniens, wenn nicht viel früher schon — es sei an Schliemanns Goldfunde in den Gräbern auf der Burg zu Mykene erinnert — zum Mutterlande hinüber, die dortige Einfachheit, wenn sie vorhanden war, nach der eigenen Art umwandelnd. Noch zu den Zeiten der Perserkriege findet man in den langen, faltigen Schleppgewändern der athenischen Männer, in den goldenen Nadeln, die sie sich in das Haar steckten, ihre Spuren. Aber damals hatten die nackten gymnastischen Uebungen bereits angefangen mit ihrem Einfluß das ganze Culturleben der Hellenen zu umstricken; damals im steten Anblick des Nackten erwuchs der enthusiastische Cultus der Schönheit, der Formenschönheit, welcher die Sculptur zu ihrer nicht wieder erreichten Höhe hinaufführte. Unter dem Einfluß dieser werdenden Sculptur, in Verbindung mit den gymnastischen Uebungen, welche nur leichte, leicht anzulegende oder abzuwerfende Kleidung duldeten, wandelte sich der asiatische Charakter der Kleidung in den rein hellenischen um, der bunte, malerische Charakter in den plastischen, der die Schönheit, wenn nicht ausschließlich, doch vorzugsweise in der Form, in der freien, fließenden, natürlichen Falte sieht.

Gleichzeitige Bilder und Statuen altphrygischen Costüms sind uns allerdings nicht erhalten, wenn sie überhaupt existirt haben, ebenso wenig aus jener alten ionischen Culturepoche, da die Gedichte Homers entstanden, aber die Erinnerungen wenigstens, und wohl mehr als das, sind in die Literatur und in die Kunst übergegangen. Jene weiß von den Goldblättchen zu erzählen, mit denen die Phrygier ihre Kleider besetzten, und von der Verzierung der Gold- und Buntstickerei, die noch viel später ausdrücklich als „phrygische Arbeit“ bezeichnet wurde. Die Kunst ist ganz in Uebereinstimmung damit. Namentlich die Vasengemälde stellen die Menschen, welche sie als jenem vorderen Theil Kleinasiens angehörend betrachten, stets mit reichverzierter Kleidung dar, den Stoff mit Sternen, Kreisen, Quadraten,

Zacken regelmäßig gemustert, die Säume von Ornamentbändern begleitet, so Paris, den phrygischen Königssohn, so die Amazonen u. a. Auch der Schnitt der Kleidung ist ein den Griechen fremder. Der Chiton, das zunächst dem Leibe anliegende Kleidungsstück, ist ein enger, anliegender Rock, der dem Manne zum Knie, der Frau zu den Füßen reicht, mit engen Ärmeln bis zum Handgelenk herab. Paris und die Amazonen tragen Beinkleider. Der



34. Männliches phrygisches Costüm. Bunte Kleidung.
(Vasengemälde.)

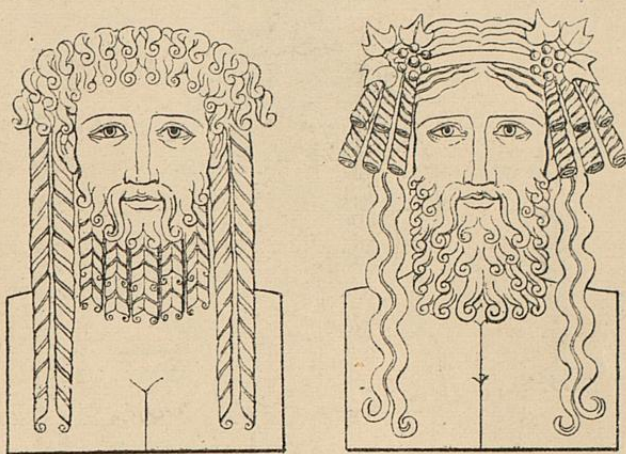


35. Weibliches phrygisches Costüm. Bunte Kleidung.
(Vasengemälde.)

Bart, wo er vorhanden, das Haar, wo es nicht unter der phrygischen Mütze mit der vorgebogenen Spitze oder unter dem entsprechenden Helme verborgen, sind wohl gepflegt und geordnet. Ueberhaupt zeugt die ganze Erscheinung der Männer wie der Frauen von einer hoch ausgebildeten, aber äußerlich glänzenden Kleidung und absichtsvoll gezielter Toilette, ganz das Gegenbild der griechischen Gewandung auf ihrer Höhezeit (Abb. 34. 35).

Und doch lassen sich die Spuren der phrygisch-ionischen Kleidung lange noch in der griechischen verfolgen. Wann und ob sie so, wie die Kunst sie

darstellt, auf Hellas übergegangen, ob nicht hier aus heroischer Zeit, wie die Goldfunde aus den Attidengräbern in Mykene vermuthen lassen, schon Aehnliches vorhanden gewesen, das müssen wir dahin gestellt sein lassen. Lange noch zeigen die Vasengemälde buntgestickte und buntgefäunte Kleidung, gleich denen Phrygiens und Joniens; die Athenerinnen, die ihrer Göttin Pallas Athene jedesmal am Fest der Panathenäen das reichgestickte Peplon darzureichen hatten, wurden nicht umsonst berühmt in dieser weiblichen Kunst. Selbst der anliegende Aermelchiton findet sich nicht selten auf den Bildern bei echt griechischen Frauen und so auch bei Gottheiten asiatischen

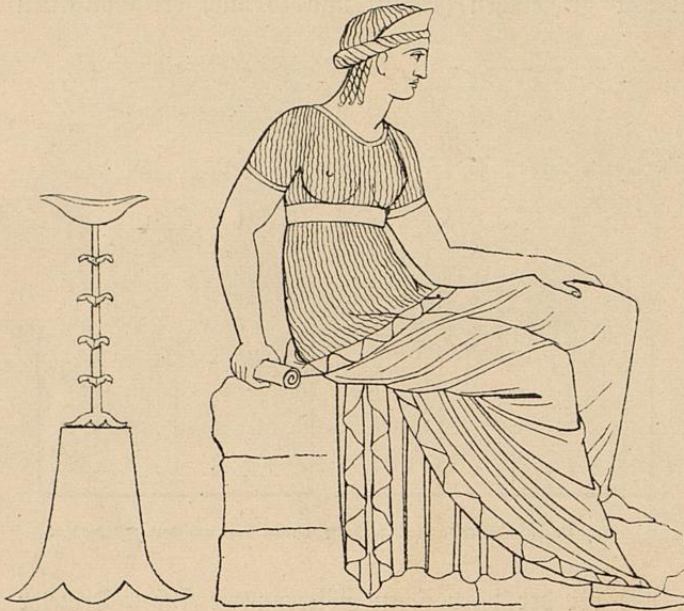


36 u. 37. Alter Bacchuskopf mit kunstreich frisirtm Haar und Bart. (Büsten.)

Ursprungs, wie bei der phrygischen Göttermutter Rhybele-Demeter und deren Priesterinnen. So auch bewahrt Bacchus (alten Stils) die lange asiatische Gewandung, den wohlgepflegten und wohlgeflochtenen Bart und die schönen, regelmäßigen, gewickelten Locken, deren Rest noch dem später wohlbekannten Ariadne-Bacchuskopf geblieben ist (Abb. 36. 37).

Wo die Bildwerke beginnen Griechen und Griechinnen darzustellen, die wir als solche mit älterem Costüm anerkennen müssen, da ist es mehr der Geist, der Charakter des Costüms, welcher an die phrygisch-ionischen Vorbilder erinnert, als die Form; aber dieser Geist läßt unzweideutig erkennen, daß der Gang der Entwicklung von Künstlichkeit und Raffinement zu freier Schönheit sich fortbewegt. Man findet Haar und Bart gelockt und gepflegt wie am Kopf des Bacchus, man sieht die gleichen Ringel-

locken, nur länger, bei den Frauen zu beiden Seiten, in regelmäßiger Schichtung herabfallen; man findet bei Männern wie bei Frauen ein Unterkleid in Gestalt eines eng anliegenden Rockes mit engen, kurzen oder langen Ärmeln, das ganz und gar senkrecht herab in kleine, wellige Falten gelegt ist; man sieht den Mantel, das Himation in Falten gelegt, deren Ausgänge an den Säumen eine regelmäßige Wellenlinie bilden. Hier ist absichtsvolle Kunst mit Brenneisen und Stärkemitteln zu Hilfe gekommen



38. Alterthümliche Frauentracht mit enger und regelmäßiger Faltung.
(Vasengemälde.)

und hat dem Costüm das Ansehen der Versteifung gegeben, das nicht auf alterthümlichen oder hieratischen Stil, sondern auf das Leben selbst und seine Gebräuche zurückzuführen ist (Abb. 38, 39). Auch wo die Form der Kleidung schon den Schnitt der Blüthezeit trägt, zeigen die Falten die gleiche Steifheit und Regelmäßigkeit.

Diese Falten existirten noch zur Zeit, da die berühmten „Aegineten“, die Sculpturen des Athenetempels auf Megina, heute der Stolz der Glyptothek in München, geschaffen wurden, wie man an der Figur der Pallas Athene ersieht. Ein halbes Jahrhundert später, da Phidias seine großartige Künstler-

laufbahn begann, sind Kunst und Gewandung völlig frei geworden. Der Stein, der in den Körpern der Megineten noch mehr Wahrheit als Leben enthält, ist beseelt geworden, und die Gewandung folgt in ihrer Anordnung nur der Natur und der Schönheit. Gleichzeitig sind auch die Formen der Kleidungsstücke festgestellt, welche fortan Jahrhunderte hindurch in wesentlich gleichem Charakter fortbestehen sollten, jene Formen, welche wir als die spezifisch griechischen zu betrachten gewohnt sind.



39. Alterthümlicher Bacchuspriester mit enger und regelmässiger Faltung.
(Vasengemälde.)

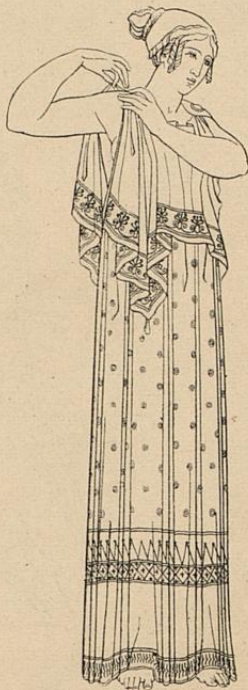
Dieser Kleidungsstücke sind zwei, je für den Mann und die Frau; für beide, Mann und Frau, entsprechen sie einander und führen daher auch bei beiden den gleichen Namen, Chiton und Himation, d. i., wenn wir nach der Ähnlichkeit übersetzen wollen, etwa Rock und Mantel. Man könnte den Chiton der Form wegen auch mit dem Hemde vergleichen, nur die Bedeutung trifft nicht zu, denn der Chiton konnte auch allein, und so immer im Hause, als vollgenügendes Kleid getragen werden.

Der Chiton der älteren Zeit war, wenn der Rückschluß auf die phrygisch-

ionische Tracht nicht trügerisch ist, ein über den Kopf angezogenes, geschlossenes Kleidungsstück; der Chiton der späteren Zeit aber ist ein angelegtes, offenes, in bestimmter Art und an bestimmten Stellen zusammengeheftetes Stück Tuch, das dann allerdings der Varianten mancherlei zuläßt. Von rechteckiger Form, zusammengelegt wie ein Bogen Papier (Abb. 40), dem es nach den Verhältnissen gleicht, viel breiter als Brust und Schultern, wird der Chiton dem Körper von links her angelegt und auf beiden Schul-



40. Frauenchiton im Begriff des Umlegens.
(Nach Conze.)



41. Frauenchiton mit Ueberhang (Diploblion) im Begriff des Befestigens. (Vasengemälde.)

tern geheftet, und zwar so, daß zum Durchstecken des linken Armes eine Oeffnung gelassen ist, rechts aber die ganze Seite offen bleibt, während die linke Seite vom Tuche selbst geschlossen wird. Die linke Seite kann nun offen stehen und nothdürftig mit einem Gürtel geschlossen werden, oder sie wird mit Agraffen von unten bis oben geheftet, oder auch zum Theil zugenäht, so daß der Chiton über den Kopf angezogen wird und dadurch in gewissem Sinne seinen Charakter verändert. Es können ferner die Armellöcher eine gewisse Form erhalten und mit kurzen Ärmeln versehen

werden, die sich am Oberarm herab ebenfalls mit Agraffen geschlossen finden — so wenigstens bei den Frauen, — das sind Varianten, die sich im Laufe der Zeiten, nach Mode vielleicht, nach Laune und Belieben, wohl auch als Ueberbleibsel der früheren Mannigfaltigkeit zur Grundform hinzugesellen.

Noch zu den Zeiten der Perserkriege trugen die athenischen Männer den Chiton von Leinwand faltig zu den Füßen herab, die Spartaner aber nach dorischer Art nur kurz bis höchstens zu den Knien. Bis zum peloponnesischen Kriege nahmen die Athener ebenfalls den kürzeren Chiton an, der nun so allgemein wurde, daß nur Stützer oder allenfalls priesterliche und göttliche Tracht eine Ausnahme machten. Der weibliche Chiton dagegen fällt immer bis auf die Füße oder bis über dieselben herab. Auch davon bilden die dorischen, die spartanischen Mädchen eine Ausnahme (Abb. 42), welche den Turnübungen gleich den Knaben und Männern oblagen und daher kurzgeschürzt sein mußten. Sie tragen einen auf der rechten Seite offenen, kaum bis zum Knie erreichenden losen Chiton. Artemis, die Jägerin, trägt sich ähnlich: sie gürtet den Chiton so hoch, daß sein Saum die Kniee frei läßt.



42. Spartanisches Mädchen mit kurzem, halboffenem Chiton.

Der weibliche Chiton zeigt in reicherer Bildung noch andere Eigenthümlichkeiten. In seinem Stoffe von größerer Länge als der Körper wird er nicht gleich mit dem oberen Saum auf den Schultern befestigt, sondern er ist hier fragenartig umgeschlagen und bildet so einen Ueberfall, der über die Brust bis zum Gürtel oder weiter noch herabreicht. Eine gewöhnliche Erscheinung, auf welche man den zweifelhaften Ausdruck *Diploidion* anwendet (Abb. 41). Ferner nach unten ebenfalls bei weitem länger, wird er vermöge des Gürtels zu einem Bausch heraufgezogen, der wie ein Faltenkranz den Körper umläuft und die Bezeichnung *Kolpos* (Schoß) führt (Abb. 43). Er erscheint oft wie unter dem *Diploidion* hervorquellend. Auch erscheint

wohl das Diploidion oder der Ueberfall wie zu einem selbständigen Kleidungsstück geworden.

Auch der männliche Chiton hat seine Varianten. Am bedeutungsvollsten darunter ist die Exomis, das Kleidungsstück des Arbeiters, des Matrosen, des Handwerkers, daher es z. B. auch dem Vulcan beigelegt wird. Die Eigenthümlichkeit der Exomis besteht darin, daß bei ihr nicht bloß die Arme frei sind sondern auch die rechte Seite der Brust; der Saum zieht sich von der linken Schulter schräg über die Brust unter den rechten Arm hinweg (Abb. 59).



43. Griechin (Priesterin der Demeter)
im Chiton mit Diploidion und Kolpos.
(Vasengemälde.)

Das Himation, der Mantel, ist gleicherweise von den Männern wie den Frauen getragen. Treuer in seiner Form als der Chiton, hat es dieselbe seit den alten Zeiten wie unverändert bewahrt. Ein oblonges Stück Zeug, das mit dem einen schmälern Ende vorn von der linken Schulter herabhängt, mit dem anderen längeren über den Rücken, dann unter oder über den rechten Arm und über die Brust hinweg und wieder über die linke Schulter nach rückwärts geschlagen ist, wo der Zipfel herabhängt (Abb. 44). Das ist seine Grundform, die ihm zu allen Zeiten geblieben ist. Nicht selten auch, sowohl in den frühesten wie in den späteren Zeiten, ist es an allen Säumen mit Stickerei reich verziert und an

den Ecken mit Quasten versehen. Und doch hat es seine Verschiedenheiten, die ebenso in den Größenverhältnissen wie in der Art des Gebrauches liegen.

Die Jonier und die alten Athener trugen das Himation wie den Chiton groß und massig, die Dorier kleiner und leichter. Nach den Perserkriegen „lakonisirten“ auch hierin die Athener. Wie den kürzeren Chiton, so nahmen sie auch das kleinere Himation von den Spartanern an, das minder prunkend und für den täglichen Gebrauch bequemer war. Aus diesem Grunde wurde es auch die Tracht der Philosophen und ihrer Schüler, welche es allein trugen ohne den Chiton, was wenigstens nicht immer für

anständig galt. Man sieht sie häufig damit abgebildet, gestützt auf einen langen Stab, der in Athen Mode war, in tiefem Gespräche begriffen (Abb. 45, 46). Der Cyniker, die Eitelkeit der Welt verachtend, ließ auch wohl eben diese seine Eitelkeit durch die Löcher seines Himations hindurchblicken. Immerhin blieb das Himation auch in den späteren Zeiten groß genug, um den ganzen Mann, beide Arme eingeschlossen, völlig einzuhüllen. So sind auch die Redner abgebildet.



44. Männliche Tracht: Kurzer Chiton und Himation im Begriff des Umlegens. (Nach Gouze.)



45. Grieche mit dem Himation bekleidet (Philosoph). (Vasengemälde.)

Anders aber der Mantel des Epheben, des jugendlichen Kriegers, des Reiters, des Wanderers und des Reisenden, der auch den besonderen Namen Chlamys führte (Abb. 52, 60). Die Chlamys war ein viereckiges Stück Gewebe wie das Himation und auch mit buntem Saum und Quasten versehen, aber sie war viel kleiner und hing wie ein kurzer Mantel auf der linken Schulter, während sie auf der rechten mit einer Agraffe befestigt war. Sie deckte wohl Rücken und Brust, ließ aber die rechte Seite offen. Der junge Athener legte sie an, sobald er in das kriegsfähige Alter ge-

treten war. Von den Göttern trägt sie Mercur, der, Götterbote, der Gott der kräftigen, wehrhaften Jugend.

Mannigfaltiger noch waren die Arten des Himations bei der Frau (Abbild. 47 — 50, 53). Zu Hause trug sie es gewöhnlich nicht, aber die Figuren sind nicht selten, wo die Dame auf einem Stuhle sitzt und das Himation über den Schoß geschlagen hat. Man mag sich eine Dame darunter vorstellen, die eben

zu Besuch ist. Die Matrone, wenn sie ausgeht, trägt es in solcher Größe, daß es die ganze Figur einhüllt, ja daß es, herübergezogen, auch noch den Kopf bedeckt. Man findet Priesterinnen also gekleidet, aber die Thonfiguren von Tanagra haben gezeigt, daß es eine nicht ungewöhnliche Sitte des Lebens war. Man sieht auch das Himation wie ein leichtes Shawl, in dieser Gestalt wohl gewöhnlich Peplos genannt, um die Schultern geschlagen oder nur wie eine Bierde, nur zum Schein der Wohlstandigkeit faltig über den linken Arm gehängt. Das war, namentlich im Sommer, die Sitte noch jugendlicher Frauen vornehmer Stände. Zuweilen auch erscheint das Himation zum bloßen



46. Griechische Männer mit dem Himation bekleidet.
(Athenen vom Fries des Parthenon.)

Kopfstuch oder zum Schleier verschrumpft. Immer hat es dieselbe Gestalt, doch ist es verschieden an Größe, Gebrauch, an Reichthum und Stoff.

Selbstverständlich brachte die Jahreszeit es mit sich, daß man Gewänder von verschiedener Schwere und Dichtigkeit des Stoffes, des Gewebes trug. Mancher, der empfindlich gegen die Kälte war, trug im Winter selbst ein Himation von zottigem Friesgewebe; der Sommer rief leichte, überaus zarte Stoffe hervor. Das Material war aller Regel nach Wolle und Leinwand; später wurde auch Baumwolle getragen und zu den Zeiten des Aristoteles auch bereits Seide, doch kamen beide nie zu solcher

Bedeutung, daß sie mit ihrer Art des Faltenbruchs irgend einen Einfluß auf die Kunst geübt hätten oder nur in derselben erkennbar wären. Dagegen sind Wolle und Leinwand leicht zu scheiden. Es heißt, daß die Leinwand besonders zur Unterkleidung benützt worden wäre, und in der That kann man sie in der Sculptur am langen Frauenchiton vermöge des Gerinnes der leichteren und kleineren Falten unschwer erkennen; der Gegensatz zu den breiteren, lang geschwungenen Falten des wollenen Himations spricht



47. Griechische Dame mit umgeschlagenem Himation oder Peplos. (Vasengemälde.)



48. Dame mit Chiton bekleidet, im Begriff den Peplos umzulegen. (Vasengemälde.)

sich deutlich aus. Aber der Chiton war nicht bloß von Leinwand. Es scheint sogar, als ob nach und nach die Leinwand auch hier von der Wolle verdrängt worden, zumal seitdem unter dem langen Chiton noch ein kürzerer von den Frauen getragen wurde. In jedem Falle war es die Wolle, welche in erster Linie den plastischen Charakter der Kleidung bestimmte.

Die Griechen und Griechinnen waren sich dessen wohl bewußt; sie verstanden sich auf den Faltenwurf und betrachteten ihn als ein Kunstmittel der Toilette. Sie verstanden sich selbst zu drapieren, sei es, daß die

Matrone sich von Kopf zu Fuß in ihr weites Himation hüllte (Abb. 53), sei es, daß die jugendliche Schönheit das zarte, fast durchsichtige Gewebe um die edlen Formen schlang, sie in ihrer Modellirung hervorzuheben oder



49. Junges Mädchen von Tanagra mit Chiton, Himation und Fächer. (Terracottastatue.)

selbst in ihrer Hautfarbe durchschimmern zu lassen. Auch solche Stoffe der zartesten Art, wie vor allen die von der Insel Kos berühmt waren, schuf die griechische Weberei für die Toilette der Damen. Die Kunst folgte diesem Beispiele und hielt sich treu an das Vorbild, das die verschiedenartigen Stoffe boten. Es gab für sie keine absolut schöne Falte, sondern nur eine

solche, die von der Beschaffenheit des Gewebes abhängig war. Sie warf den schwereren Stoff in mächtige und tiefe Falten, setzte den reicheren in langen und sanftgezogenen Fluß und zog das zarteste, das durchsichtige Gewebe gleich den Frauen so über den Körper, daß auch die sanfteste Schwelung sich deutlich modellirte. Die Kunst ging hierin noch einen Schritt weiter als die Frau: sie legte die dünne Gewandung naß an ihr Modell, wodurch das Stoffliche fast verschwand.



50. Damen in bunter Kleidung mit Chiton und Himation; Dienerin. (Vasengemälde.)

Aber bei dieser Kunst der Faltung blieb die Farbe nicht verbannt. Man hat früher die Meinung gehabt, als ob es sich der anständigen Dame nicht geziemt hätte, eine andere Farbe als Weiß zu tragen. Es mag auch das Vorurtheil für Weiß hier und da in Griechenland bestanden haben, aber der Brauch war gänzlich dagegen. Allerdings wurde namentlich von den Männern das Himation vielfach in der natürlichen Farbe der weißen Wolle getragen, aber niemand, und am wenigsten die Frau, scheute sich vor farbiger Kleidung. Sie war sogar festlicher als die weiße. Die Thonfiguren von Tanagra zeigen wohl gewöhnlich den weißen Chiton (vermuthlich

von Leinwand), aber das weite Himation oder der kleinere Peplos ist farbig, roth oder blau, auch mit breiter farbiger oder goldener Bordüre eingefast. Gemusterte Stoffe hatten die Griechen aus alter phrygisch-ionischer Zeit überkommen (Abb. 50), und die Bilder zeigen, daß sie ihnen blieben. So



51. Athenערinnen in feſtlicher Kleidung. (Vom Fries des Parthenon.)

waren die Griechen, Männer wie Frauen, in ihrer äußeren Erscheinung nicht bloß plastische, sondern auch farbige Gestalten, wohlgeziert und wohlgekleidet vom Kopfe bis zum Fuße.

Die Fußbekleidung stand allerdings für Männer wie für Frauen kaum auf gleicher Höhe, wenn auch eine gute Beschuhung, da wo man öffentlich erschien, zu einer anständigen Toilette gehörte. Aber zu Hause ging der

Mann, auch der vornehme, ohne Fußbekleidung; wenn er das Haus verließ, legte er allerdings sie an, aber wenn er in ein anderes Haus trat, sei es zum Speißen eingeladen, sei es zum Besuche, so legte er sie ab oder ließ sie vom Hausknecht abnehmen. Viele gingen auch draußen unbehutscht, so die Verächter der Eitelkeit unter den Philosophen, dem Beispiele des Sokrates folgend, der gegen alle Beschwerden abgehärtet war; aber auch er legte ein feines Paar Sohlen an, wenn er eingeladen zum Mahle ging.

Die Art der Fußbekleidung war für Männer wie für Frauen eine doppelte, die einfache Sohle oder ein Schuh, der den Fuß deckte. Für beide gab es zahlreiche Varianten mit verschiedenen Namen. Die Sohle war fest und stark, denn sie sollte den Fuß auf dem rauhen Boden der Straße schützen; ein Riemen lief zwischen der großen und der nächsten Zehe aufwärts und verband sich auf dem Fuße mit einem zweiten, welcher das Fußgelenk umschlang. So war die einfachste Form der Befestigung, aber dies Gerieme wurde reicher und mannigfacher ausgebildet und selbst das Bein herauf bis gegen die Kniee hingezogen, und der Rand der Sohle und die Oberfläche der Riemen wurden gefärbt und verziert, so daß selbst diese Art der Beschuhung einen eleganten Eindruck machen konnte. Obnehin wahrte sie für das Auge die volle Schönheit des nackten Fußes, die in einer umschließenden Beschuhung doch immer mehr oder weniger leiden mußte.

Der Schuh, die zweite Art der griechischen Fußbekleidung, findet sich ebenso in verschiedener Gestalt, niedriger oder höher den Fuß umschließend, unter und über den Knöchel reichend, selbst der hohe Stiefel kommt vor, von Reisenden getragen. Ebenso giebt es verschiedene Bezeichnungen, die sich nur sehr muthmaßlich auf die Formen, wie sie Bilder und Statuen zeigen, anwenden lassen. Es heißt auch, der Schuh sei für jeden Fuß besonders gemacht worden, was immerhin auf eine ziemliche Vollendung des Handwerks hinweist. Auch war er nicht unelegant, denn er scheint vorzugsweise von Frauen getragen zu sein; die Damen von Tanagra wenigstens, wie sie die berühmten Thonfigürchen ihrer Grabstätten uns vorführen, tragen Schuhe und zwar roth mit gelb geränderten Sohlen. Ob sie von Leder waren, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, doch war Leder das gewöhnliche Material, neben welchem auch Filz vorkommt. Farbige (rothe und weiße) stiefelettenartige Schuhe finden sich auch sonst wohl als Stüßertracht.

Man sieht, die Fußbekleidung war wenigstens nicht vernachlässigt, dagegen wurde eine Kopfbedeckung als gewöhnliche Tracht durchaus verschmäht. Die Regel war, daß der Grieche ohne alle Kopfbedeckung einherging; Abhärtung gegen Sonne und Kälte und ein dichter Haarwuchs, mit welchem die Natur ihn beschenkt hatte, sollten hinlänglichen Schutz bieten. Der Hut ist überall Ausnahme, oder, wo er erscheint, vom speziellen Bedürfniß her-



52. Ephebe mit Khlamys und Hut.
(Vasengemälde.)

vorggerufen. So trägt ihn wohl der Arbeitsmann, der Matrose als eine gerundete kegel-förmige Filzkappe ohne Rand, daher auch Vulcan und Odysseus der Seefahrer; der Reisende erscheint mit breitrandigem Hute, der ihn gegen die Strahlen der Sonne schützt; den gleichen trägt Merkur oder Hermes, der wandernde Gott, den gleichen tragen die athenischen Epheben (Abb. 52, 60), welche, eben waffenfähig geworden, die Gränzen Attikas zu hüten hatten; sie tragen ihn als Gränz-wächter, die immer im Freien waren. Die Frauen, wenn sie ausgingen und des Schutzes für ihren Kopf bedurften, zogen, wie schon oben angegeben, den Peplos oder das Himation darüber. Bei den erwähnten Tanagräerinnen aber findet sich ein höchst eigenthümlicher Hut von breiter, flacher Form mit hoher Spitze in der Mitte, der so häufig vorkommt, daß man ihn als eine nicht ungewöhnliche Tracht,

wenigstens für die Damen von Tanagra in der Zeit Alexanders des Großen ansehen muß (Abb. 53). Er ist buntfarbig, weiß mit rothem Rande, blau mit goldenem Rande, und sitzt bald über dem Peplos, bald auf dem bloßen Haar, in einer Weise befestigt, von welcher wir uns schwer eine klare Vorstellung machen können.

Im Gegensatz zu dieser meist mangelnden Kopfbedeckung ließen Griechen und Griechin dem Haare die höchste Pflege zutheil werden. Die gewöhnliche Farbe, die dem Stamme eigenthümlich angehörte, war blond, dunkel-

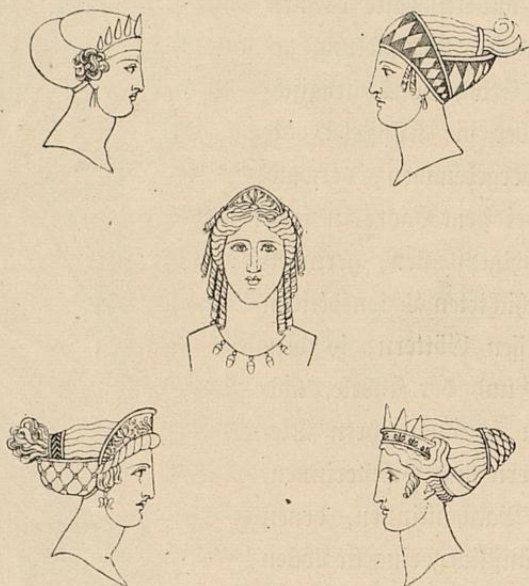
blond. Man wußte sie auch künstlich durch Salben und Beizen in der Sonne herzustellen. Später, als Griechenland durch seine Colonien zu allen Küsten ringsum gelangte und die erneute Verbindung mit dem Osten Vermischungen herbeiführte, kam auch das dunkle Haar in die Schätzung der Mode. Dem einen wie dem andern hatte es niemals an sorgfältigster Behandlung gefehlt. Es war ein Erbtheil aus phrygisch-ionischer Zeit, aber die Künstelei, die aus Asien herübergekommen, verwandelte sich auch bei dem Haare in freie Kunst. Die wohlgepflegten, geringelten, parallel geschichteten Locken bleiben noch lange gewissen Göttern, so dem bärtigen Bacchus und der Kybele, und wie den Göttern so auch ihren Dienern, den Priestern und Priesterinnen, Bacchanten und Bacchantinnen, denen auch später noch künstlich geringelte Locken an beiden Ohren herabfallen. Gänzlich zwar entsagten auch die Damen diesem Schmucke nicht, zumal bei einem religiösen Feste, aber sie behandelten ihre Locken freier, und so machte es auch der Mann bei längerem Haar.

Der Grieche trug den Vollbart bis zur Zeit Alexanders des Großen, aber nicht in voller Länge, was für unschön und ungeziemend galt, sondern stark gestutzt. Erst nach oder mit den Eroberungen des macedonischen Königs wurde die asiatische Sitte sich den Bart scheeren zu lassen nach Griechenland verpflanzt und dort so allgemein,



53. Dame aus Tanagra (Zeit Alexanders d. Großen) mit Strophion, Chiton und Himation. (Terracottenstatuette.)

daß schließlich nur Leute ihn behielten, welche sich in alterthümlicher Absonderlichkeit gefielen, so die Philosophen. Das Haupthaar wurde vom Manne in mäßiger Länge gehalten. Der spartanische Knabe trug es kurz; wenn er waffenfähig wurde, ließ er es wachsen. Umgekehrt hatte der athenische Knabe langes Haar und schnitt es ab, wenn er in das Ephebenalter trat; war dieses vorüber und er zu den Männern gesellt, so trug er es wieder länger. Er verschmähte nicht es duftend zu salben, es zu kräuseln

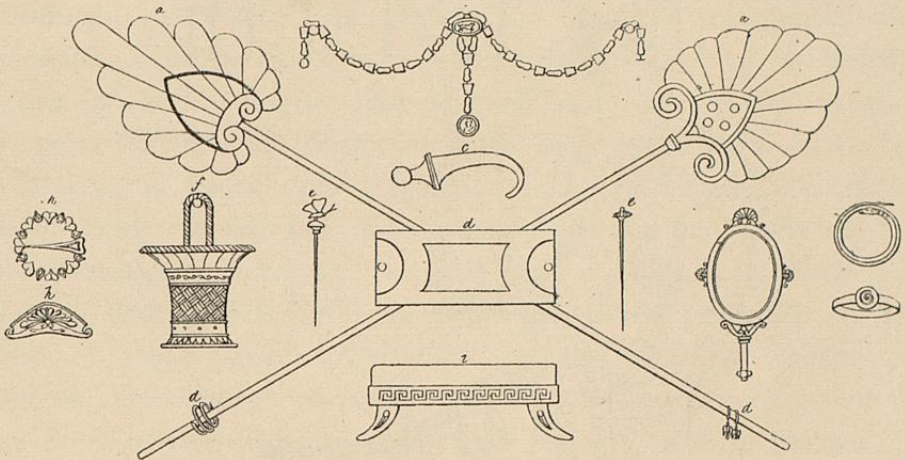


54. Kopftrachten griechischer Frauen. (Vasengemälde.)

und wellig zu locken; mancher that es stugerhaft geziert, aber im Allgemeinen zeigen die Bilder, daß es mit Geschmack und freier Natürlichkeit geschah. Das Haar zu vernachlässigen war durchaus wider allen edlen Anstand.

Bei den Frauen der ausgebildeten Zeit zeigen die Haartrachten (Abb. 50, 54 und sonst) die größte Mannigfaltigkeit, einen Reichthum von Formen, der sich jedoch auf gewisse Grundzüge zurückführen läßt. Herabfallende Locken, wie schon gesagt, werden seltener, die Regel ist vielmehr, daß das Haar von Nacken und Schultern heraufgenommen wird. Die einfachste Form dafür ist die, das heraufgenommene Haar über dem Scheitelpunkt in ein Büschel zu binden,

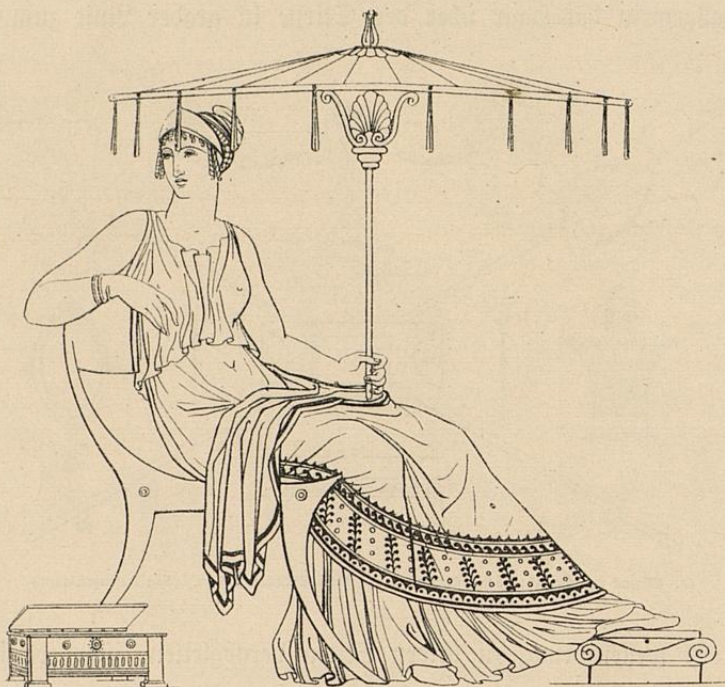
das wie flammend absteht. Diese Form, welche man bei den tanagräischen Figuren findet, hieß bei den Thebanerinnen, also wohl auch in Tanagra, Lampadion, d. i. kleine Fackel (Abb. 50). Es konnte auch mit dem wieder nach vorne geschlagenen Haare das Büschel wie ein Knoten über der Stirne sitzen: das ist der Krobilos, den auch die athenischen Männer der alten Zeit trugen; man sieht ihn auch am Kopf des Apoll von Belvedere. Beide Formen der Coiffüre aber haben etwas Unfertiges. Die größere Kunst scheidet allgemein das Haar über der Stirne in grader Linie zum Scheitel,



55. Schmuck und Geräth: Fächer, Spiegel, Ringe, Schmuckkästchen u. s. w. (Von Vasengemälden.)

läßt es erst wellenförmig zu beiden Seiten herabgleiten, führt es in einem Wulst über die Ohren nach rückwärts und sammelt es hier am Hinterhaupt oder am Scheitel. Wie es nun hier gehalten und befestigt wird, sei es durch Nadeln, sei es durch Bänder und Binden, sei es durch ein Netz oder durch eine Art von Haube, das ist es vorzugsweise, worauf die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit beruht. Die Mannigfaltigkeit ist aber auch so groß, daß sie sich der Beschreibung entzieht und man nur auf die zahllosen Bilder verweisen kann. Schmuck tritt vielfach hinzu, in Nadeln, Perlschnüren, Kränzen, zumal auch in Diademen über der Stirne, deren eines, in der Mitte hoch aufragend und nach den Seiten schmaler werdend, eine sehr gewöhnliche Erscheinung, von dieser Ähnlichkeit mit der Schleuderform den Namen Sphendone erhalten hat.

Die Griechin liebte den Schmuck von Alters her, wie in jüngsten Tagen erst die Ausgrabungen Schliemanns auf der Burg zu Mykene und diejenigen von Gesnola in Cypern ergeben haben. Die ersteren beweisen den Reichthum wenigstens des atridischen Königshauses, die zweiten zeigen, daß eine vollendete Goldschmiedekunst, zumal in der Bearbeitung und Verwendung des feinsten Filigrans, in sehr hohe Zeiten hinaufreicht. Wahr-



56. Griechische Dame mit Sonnenschirm. (Vasengemälde.)

scheinlich verringerte oder verfeinerte sich die Anwendung des Goldschmucks mit der Ausbildung der classischen Kunst, aber es blieb immer ein reicher Gebrauch übrig. Der Mann freilich begnügte sich mit einem Siegelringe am Ringfinger der linken Hand, nachdem die Athener die cicadengeschmückten Goldnadeln aus ihrem Haare abgelegt hatten, außer jenen „ringfinger-schlendergelockvollen“ Stuckern aus der Zeit des Aristophanes und Alkibiades. Die Frau aber trug Gehänge in den Ohren von zierlichen Reifen oder größeren, oft sehr großen Bildungen, wenigstens hier und da in den Colonien, wie die Funde von Kertsch, dem alten Panticapäum, (jetzt in Peters-

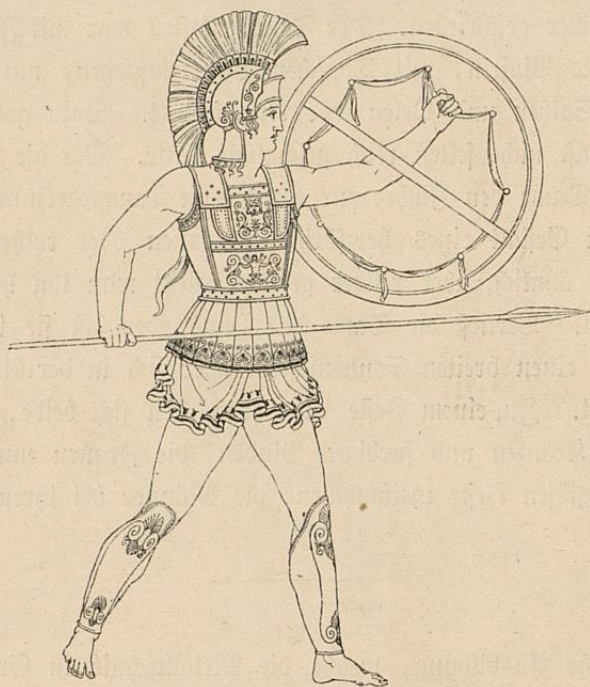
burg) beweisen. Sie trug Ketten um den Hals mit mancherlei zierlichen Anhängseln, Fibeln und Nadeln, welche die Kleidung zusammenhielten, schlangenförmige oder breitbändige Reifen um den Oberarm und Ringe an den Fingern; auch der Gürtel war wohl nicht selten dem Schmuck zuzurechnen (Abb. 55).

Auch an den Instrumenten der Toilette, wie an den Mitteln zur Verschönerung war kein Mangel. Diese Kunst war bei den Griechen — auch die Männer verstanden sich darauf — hoch ausgebildet. Aspasia selber hatte ein Buch darüber geschrieben. Der Toilettenkasten war mit Zängelchen und Messerchen und Pinseln, mit Töpfchen und Fläschchen, mit Farben und Schminken, Salben und Oelen sehr reich bestellt. Dazu gab es Spiegel, welche die Kunst nicht selten reich geschmückt hatte. War die Toilette fertig, so nahm die Dame den Fächer zur Hand; die Tanagräerinnen führen ihn regelmäßig in Gestalt eines herzförmigen blauen oder rothen Blattes an einem Stiele; ähnlich, aber reicher gebildet, sieht man ihn häufig auf den Vasengemälden. Verließ die Dame das Haus oder saß sie im Freien, so hielt sie wohl einen breiten Sonnenschirm über sich in der Gestalt, wie ihn Abb. 56 zeigt. Zu einem Feste aber schmückten sich beide, Männer wie Frauen, mit Kränzen und farbigen Binden, die Frauen zumal, wenn sie an einem religiösen Feste theilnahmen, die Männer bei ihren Gelagen.

Die frühe Ausbildung, welche die Metalltechnik in Griechenland erhalten hatte, war die Ursache, daß die Bewaffnung der Griechen weniger noch als die Kleidung im Laufe der Geschichte Veränderungen erlitt. So wie sie von Homer geschildert wird, wesentlich so war sie in der ganzen historischen Zeit, nur daß die schmückende Kunst, welche schon Homer den Waffen seiner Helden zutheil werden läßt, später mit größerer Vollendung und auch wohl mit vollkommenerer Technik arbeitete. Denn zu Homers Zeiten, d. h. zu den Zeiten, da er lebte und dichtete, also etwa im zehnten Jahrhundert, stand die Metalltechnik noch wesentlich auf dem Standpunkte der Bekleidungskunst; sie überlegte den Kern oder die Unterlage mit Blech, hämmerte dasselbe, trieb es und nietete es fest. Zur Verstärkung legte sie

eine Platte über die andere. Die Angriffswaffen schmiedete sie aus Bronze; sie kannte aber auch das gehärtete Eisen, den Stahl.

So vermochte die Homerische Zeit bereits die vollkommene Ausrüstung des Mannes herzustellen, bestehend in Brust- und Rückenpanzer, Helm und Beinschienen, Lanze und Schwert. So war auch die volle Bewaffnung des griechischen Kriegers in geschichtlicher Zeit. Die Art und der Bogen, sowie noch mehr die Schleuder blieben immer Ausnahmen oder allenfalls



57. Griechischer Krieger in voller Rüstung. (Vasengemälde.)

die Auszeichnung einzelner Landschaften. Art und Bogen sind asiatische Waffen und werden daher auf den Vasengemälden den Amazonen beigelegt, wie auch Paris den Bogen führt.

Mit der vollendeten Metalltechnik wurde der Panzer so gearbeitet, daß sich die beiden Theile für Brust und Rücken genau der Körperform anschmiegen; die treibende Kraft des Hammers machte sie so zu einer entsprechenden Bedeckung (Abb. 57 u. 58). Verbunden waren sie über beiden Schultern durch Riemen oder Metallbänder und um die Hüften

vereinigte sie ein Gürtel. Sie saßen aber nicht auf bloßem Leibe, sondern über dem Chiton, der faltig hervortritt und die Hüften deckt. Die Oberschenkel sind frei wie die Arme, aber die Unterschenkel sind vorne durch metallene Beinschienen bedeckt, welche ebenfalls nach der Körperform gebildet sind und so hoch aufragen, daß sie zugleich die Kniee schützen. Wenn die Kunst hinzutrat, konnte sie alle diese Stücke mit reichem getriebenen Schmuck versehen, und so lassen es auch die Bilder erkennen. Es waren nicht selten



58. Griechischer Krieger in voller Rüstung (von rückwärts).
(Vasengemälde.)

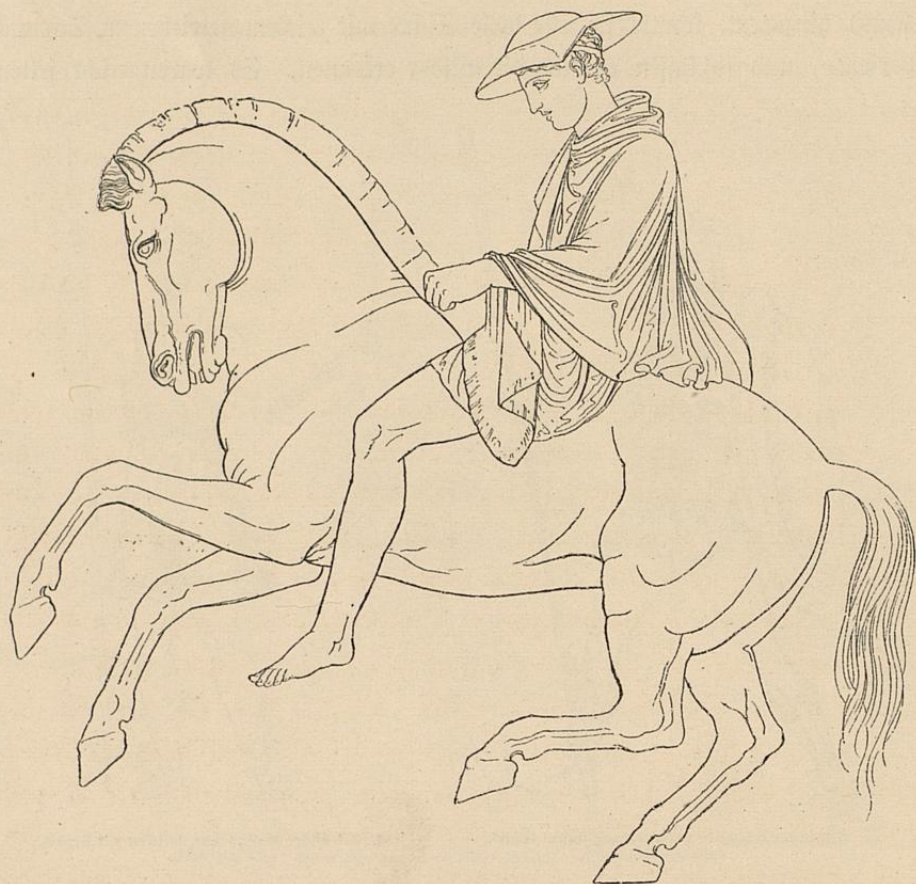


59. Griechischer Waffenträger, bekleidet mit Exomis.
(Vasengemälde.)

Künstler von Rang und Bedeutung, welche sich daran machten die Rüstung zu schmücken.

Ganz vollendete Ausbildung, wie nur in den letzten Zeiten des Ritterthums, zeigt der Helm, und schon Homer scheint die gleich vollendeten Vorbilder gehabt zu haben. In seiner Gestalt geht der Helm von einer eiförmigen Kopfbedeckung aus, die ursprünglich wohl als blechbeschlagene Haube existirte von jener Form, wie sie Odysseus auf den Bildern trägt. An die eiförmige oder halbkugelige Blechhaube schließt sich rückwärts ein

Schirm von beweglichen Schienen zum Schutze des Nackens an, während vorn über das Gesicht zwei feste Theile herablaufen mit einem Schlitze für die Nase und Oeffnungen für Augen und Ohren. Das ist wohl die frühere Form, mit welcher gewöhnlich die Homerischen Helden in der Kunst dar-



60. Jünglicher athenischer Reiter mit Hut und Chlamys. (Vom Fries des Parthenon.)

gestellt sind. Statt dieser Gesichtsschirme oder festen Backenstücke hat aber der Helm in vollendeter Gestalt ein im Charnier bewegliches Visier erhalten und dazu zwei bewegliche Backenklappen, welche auf- und niedergeschlagen werden können. Vom Nacken empor zum Scheitel steigt dann noch ein Kamm mit wallendem Kopshaar oder starrer Bürste, auch daneben mit Federn geschmückt, welcher der classischen Form des Helmes den kriegerisch phantastischen Ausdruck hinzufügt.

Der Schild der Griechen hat doppelte Gestalt, die ovale und die runde. Jene war die gewöhnliche in alter Zeit, denn der Homerische Held deckte sich dahinter, wie Ajax mit seinem von siebenfacher Stierhaut überzogenen Schilde. Der Schild hatte also etwa Schulterhöhe. Mit der Zeit wurde der Schild kleiner und leichter, und der runde Schild, der etwa zwei Fuß im Durchmesser hatte, der gewöhnliche Schutz des griechischen Kriegers. Er war entweder ganz in seiner leichten Wölbung mit Metallblech überdeckt oder an seinem Rande damit umzogen. Die Mitte war mit allerlei Zeichen versehen, symbolischer oder ornamentaler Art, eine Zierde, die sich, den Beschreibungen zufolge, auch zu figürlichem Schmucke erhob.

Speer und Schwert waren die Angriffswaffen (Abb. 59). Der Speer war handlich, nicht zu lang (etwa sechs bis sieben Fuß), um zu Stoß und Wurf gleich brauchbar zu sein. Der Schaft war von Eschenholz, die Spitze in langer Rautenform zweischneidig von Erz oder Eisen und gleichfalls von Metall das Fußende. Es kommt auch wohl ein eherner Schaft vor. Das Schwert war grade, aber kurz, zweischneidig und lang gespitzt, mit kurzem Kreuzgriff. Es war also vorzugsweise zum Stoß geschaffen. In lederner Scheide ruhend, wurde es an einem Schultergehent auf der linken, zuweilen aber auch auf der rechten Seite getragen.

So war der griechische Krieger zu allen Zeiten ausgerüstet, alles zu Schutz und Trutz auf den nahen Kampf Mann gegen Mann berechnet, zu dem ihn die Gymnastik noch besonders fähig machte. Auch der Reiter führte keine anderen Waffen als den gleichen Speer und das gleiche Schwert. Mit diesen Waffen und seiner größeren Taktik zeigte sich der Grieche Anfangs den Römern auf den italienischen Schlachtfeldern des Pyrrhos überlegen. Aber der Römer lernte von ihm, um ihn bald zu übertreffen.

4. Kapitel.

Römer und Byzantiner.

Römer.

Gleich dem Leben und der Cultur hat auch die Kleidung des Römers griechischen Einfluß erfahren, spät in seiner Blüthezeit und wahrscheinlich auch früh, sehr frühe schon. Kein Bild aber, kein plastisches Werk giebt uns eine Vorstellung, wie das Costüm des Römers in den ältesten Zeiten seiner Geschichte beschaffen war. Wir können nur Rückschlüsse aus einer viel späteren Epoche machen, da das römische Weltreich schon fertig stand und Rom die Verührung mit dem Osten und Westen schon erlebt und gefühlt hatte.

Zu dieser Zeit, da Bildwerke uns den Römer klar vor Augen stellen, zeigt sich sein Costüm nah verwandt dem griechischen, näher noch möchte man sagen als beider Sprachen. Es ist im Prinzip, wenn man das Wort hier brauchen darf, derselben Art, desselben Charakters, von demselben Schönheitsgefühl. Es scheint fast, als ob beide von der gleichen Tracht ihren Ausgang genommen hätten, dann aber ein jedes, der Geschichte des Volkes entsprechend, seinen eigenen Weg gegangen wäre. Es scheint aber wohl nur so, denn es steht eher zu vermuthen, daß der Gang ein umgekehrter gewesen. Das griechische Costüm nahm seinen Ausgang von steifer Pracht und arbeitete sich durch, in Wechselbeziehung mit der Kunst, zu einfacher

Schönheit; das römische hingegen ging von einfacher, anspruchsloser Bildung aus — wenigstens haben wir Grund zu dieser Vermuthung — und gewann nach und nach anspruchsvolle Fülle und pompöse Pracht. Wie der Römer ein Volk nach dem andern bezwang, wie er Herr der Welt wurde, da wurde er auch stolz, herrisch, hochfahrend, seiner Würde und seiner Größe sich bewußt, und dieser Charakter gelangt in der weiten Toga und ihrer massenhaften und doch wohlgeordneten Faltenfülle ganz vortrefflich und unwiderprüchlich zum Ausdruck.

Zwar steht den Anfängen der römischen Geschichte in den Etruskern



61. Etruskische Trachten. (Wandmalerei.)

(Abb. 61) ein Volk zur Seite, das prunkvolle Kleidung und goldenen Schmuck in außerordentlicher Weise liebte. Aber dieses Volk befand sich mit seiner Cultur selbst unter griechischem Einfluß, und was seine Wirkung auf Rom betrifft, so ist sie wahrscheinlich überschätzt worden, während der Einfluß der griechischen Colonien Unteritaliens auf das königliche Rom zu gering geachtet wurde. Die arme und landbauende Bevölkerung Roms war nicht sehr empfänglich für den Luxus der durch Handel, Industrie und Seeräub bereicherten Etrusker.

Wie das nun auch gewesen sein mag in jenen dunklen Zeiten und Umständen, gewiß ist, daß das römische Costüm in den ersten Jahrhunderten seinen eigenen Weg ging, so sehr, daß Roma togata, das Toga tragende Rom, die unterscheidende Bezeichnung von allen umwohnenden Völkern

wurde. Bis etwa zum Jahre 200 vor Christi Geburt mag man das Toga-Costüm des Römers in seiner großartigen Form als vollendet betrachten. Ihm zur Seite ging die Tracht der römischen Matrone mit der Palla. Damals aber war der Ausbildung des nationalen Elementes auch schon der Luxus zur Seite getreten, und fremde Einflüsse machten sich geltend, wie das in der werdenden Welthauptstadt nicht anders sein konnte. Besonders zeigten sich die Frauen dem Fremden geneigt, wodurch sie das Kleidergesetz des Tribunen Oppius (215 v. Chr.) gegen sich hervorriefen. Kaum war das nationale Kleid fertig, so mußte es bereits geschützt werden.

Doch die wirkliche Gefahr drohte aufs Neue von Griechenland. Als Hellas zur römischen Provinz geworden, als griechische Aerzte, griechische Künstler und Handwerker in Rom lebten, als griechische Lehrer Roms Jugend unterrichteten, seine Vornehmen griechisch sprachen und an griechischer Geistesbildung emporwuchsen, da trat auch die bequemere, leichtere, elegantere griechische Kleidung der römischen zur Seite. Die statliche, aber unbeholfene Toga wurde oder blieb die Staatskleidung, für gewöhnlich aber trug der Mann eine Kleidung, die der griechischen auf ein Haar ähnlich sieht, wenn sie auch andern Namen führt. Und das nahm zu im Laufe der Kaiserzeit. Und während die Toga selbst von ihrer Fülle und Statlichkeit verliert, verschmelzen römische und griechische Kleidung, wie eine römisch-griechische Cultur sich über das ganze, weite Reich verbreitet. Als aber das Reich auseinander geht in ein lateinisches Westreich und in ein griechisches Ostreich, da scheidet sich auch aufs Neue das Costüm. In Byzanz, im griechischen Kaiserthum, lebt das griechische Costüm sich aus in steifer Erstarrung, im Westen aber geht das römische Costüm, wie es damals geworden, auf die germanischen und romanischen Völker über und bildet den Ausgang der Trachtengeschichte des mittelalterlichen und modernen Europa. So hat auch die römische Kleidung ihre Geschichte; es ist weder das einzelne Kleidungsstück unverändert geblieben — mindestens ist es von Modeformen umspielt —, noch ist das ganze Costüm ohne Wechsel, ohne Kommen und Gehen aus der Fremde.

Wie Griechen und Griechin, so tragen Römer und Römerin zwei Hauptkleidungsstücke, die das ausmachen, was ihnen national eigenthümlich ist. Wie jene den Chiton, das angezogene hemdartige Unterkleid, und das Hima-

tion, das umgelegte mantelartige Kleidungsstück, führen, so Römer und Römerin gleicherweise die Tunica als Unterkleid und dazu ein umgelegtes Oberkleid, welches beim Manne Toga, bei der Frau Pallä heißt. Aber es ist nicht ganz richtig, oder es kann wenigstens mißverstanden werden, wenn man die eine geradezu als Unterkleid, die andere als Oberkleid bezeichnet. Zur vollständigen Tracht gehörten allerdings beide vereinigt, aber die Tunica konnte und wurde auch allein als Hauskleid getragen. Nicht so war es in der Höhezeit der römischen Geschichte mit der Toga der Fall, wie es wohl die Griechen mit ihrem Himation machten. Spätere Nachrichten besagen aber, daß die Toga in den ältesten Zeiten allein getragen sei, und daß auch Cato der Alte, der Freund alter Sitten, es ebenfalls gethan habe. Wenn das richtig ist, so ist ebenso sicher, daß die Tunica gleich alt ist und daß sie mit und neben der Toga getragen worden, sei es von römischen Bürgern, sei es von schutzverwandten Bewohnern der Stadt.

Die Tunica (Abb. 62), das Hauskleid, die Tracht der niederen Stände, des Arbeiters, ist im Wesentlichen das geblieben, was sie war, ein blousenartig weites, angezogenes Kleidungsstück, zusammen genäht, gegürtet, Anfangs ohne Armel, dann mit halben Ärmeln, bis sich dieselben schließlich zum Handgelenk verlängerten. Der feinere Stoff unterschied den vornehmeren oder geringeren Mann; die Senatoren und die Ritter trugen sie auch mit einem Abzeichen, jene mit einem breiten Purpurstreif vorne vom Kinn bis unten herab, diese, die Ritter, ebenso mit zwei schmalen Purpurstreifen. Dem Manne reichte sie in der Regel bis zum Knie herab, die Frau selbstverständlich trug sie länger und weiter. So allgemein als Tracht sie begonnen, so allgemein endete sie mit der römischen Geschichte, oder sie ging vielmehr noch auf die romanisirten und germanischen Völkerschaften hinüber.

Anders die Toga. Sie kam in der leichteren Form des griechischen Mantels; sie hatte ihre Geschichte und machte wiederum dem Himation Platz. Kein Bild giebt genauen Aufschluß über ihre früheste Gestalt; wir kennen sie bildlich nur in ihrer vollendeten und großartigen Erscheinung. Eine Statue des Marius (Abb. 63), welche sie in ihrer älteren und einfacheren Gestalt darstellen soll, d. i. völlig gleich dem griechischen Himation, erregt aber dadurch Bedenken, weil zu den Zeiten des Marius die Toga

schon völlig ausgebildet war, möglicher Weise auch Marius, wie schon damals manche seiner Zeitgenossen, als Kriegermann den leichteren Mantel vorgezogen hatte.

In ihrer vollendeten Gestalt ist die Toga (Abb. 64, 65) ein überaus stattliches und pompöses Kleidungsstück von Massenhaftigkeit des Stoffes und reicher Faltenfülle. Es ist die Tendenz des Griechen mit der schönen Falte



62. Einfache Tunicat mit kurzen Ärmeln.
Zeit des Kaisers Titus.



63. Togatracht;
f. g. Statue des G. Marius.

zu wirken nach römischer Art, die das Großartige liebt, gewaltig übertrieben. Die Art der Anlage ist im Grunde dieselbe wie die des Himation, aber sie ist viel complicirter, viel künstlicher. Der Stoff ist bei weitem größer und auch der Schnitt ein anderer geworden. Das Himation ist von viereckigem; oblongem Zuschnitt, die Toga oval, was die runde Form, die ebenfalls erwähnt wird, nicht ausschließt. Man darf aber nicht annehmen, daß die Toga zu allen Zeiten und bei allen Römern immer genau die gleiche in jeder Beziehung gewesen sei. In ihrer ovalen Gestalt hatte sie im längeren Durchschnitt etwa die dreifache Länge des Mannes und seine doppelte

Länge nach ihrer Breite. Bevor sie dem Körper angelegt wurde, legte man nach dem Längendurchschnitt ihre zwei Hälften über einander, doch so, daß die eine, die untere Hälfte, etwas größer war als die andere. Bei sorgfältiger und gewählter Toilette wurden bereits vorher beide Hälften in Längenfalten geschoben und diese wohl durch dazwischen gelegte Brettchen oder Klammern während der Nacht möglichst gefestigt.



64. Römische Toga, volle Form mit sinus und umbo. (Statue.)



65. Toga, volle Form. Statue des Marcellus, Enkels des Kaisers Augustus.

So vorbereitet, wurde die Toga in folgender Weise umgelegt: Das eine Ende derselben, oft noch mit einer Bleiquaste beschwert, legte man mit der Rundung nach außen, in der Weise vorne von der linken Schulter herab, daß noch ein gut Stück auf den Boden fiel; warum? wird sich sogleich zeigen. Die übrige, bereits vorgefaltete Masse zog man nun so über den Rücken, daß sie die ganze Rückseite des Mannes von den Schultern bis zu den Füßen bedeckte, zog sie dann weiter unter den rechten Arm hindurch und aufwärts schräg über die Brust zur linken Schulter, um den Rest wiederum über dieselbe und den linken Arm, die Hand frei lassend,

zu schlagen. Dies war nun aber — und darin besteht hauptsächlich der Unterschied von der Anlage des Himation — mit beiden Hälften der Toga, also zugleich mit doppelter Faltenreihe geschehen, von denen die untere, als die größere Hälfte, den Unterkörper deckte, die obere zur Schulter aufwärts den sog. umbo bildete. Beide Hälften sind vorne an der Statue sehr wohl zu unterscheiden (Abb. 64, 65). Es kam aber noch etwas hinzu.



66. M. Aurelius. Spätere Togaform.
(Statue.)



67. Kaiser Julian in der Toga, 4. Jahrhundert
nach Christo. (Statue.)

Ueber den umbo oder die obere Faltenreihe wurde schließlich noch das erstere, wie oben erwähnt, auf den Boden fallende Ende der Toga hervorgezogen, so daß sich eine Tasche, ein kleiner Bausch, ein Ueberfall (der sinus) auf der Brust bildete, die Füße aber vom Gewande frei wurden. So war die Toga in ihrer voll ausgebildeten Erscheinung; eine Variante der Anlage gab es für diese ihre Form kaum anders, als in der Art, daß sie den rechten Arm zugleich mitbedeckte (Abb. 66), sonst wohl nur in größerer oder geringerer Sorgfalt der Anlage.

Aber diese Form war viel zu großartig und viel zu künstlich für eine

gewöhnliche Tracht. Vor Zeiten war der Römer mit seiner Toga selbst in den Krieg gegangen; mit dieser Toga war das unmöglich. Sie wurde darum zur außergewöhnlichen Tracht, die der Römer anlegte, wo er sich als Römer, als *civis Romanus* zu zeigen hatte und zeigen wollte. Sie wurde das Staatskleid, mit dem er öffentlich auf dem Forum, vor Gericht, in der Volksversammlung, im Senat, auch im Theater erschien. Als Rom einen Kaiser erhielt, und ein Hofstaat und ein Hofceremoniell sich bildete, wurde sie in Gegenwart des Kaisers getragen, und da das Ceremoniell



68, 69, 70. Tribunen mit Tunica und Lacerna (Mantel).

herabstieg, auch vom Klienten vor seinem Patronus. Sie wurde so fast eher ein Kleid der Demuth als des Stolzes. Allerdings trug sie auch der Kaiser als friedliches Staatskleid, aber von Purpur, während nach alter Sitte die Toga des Bürgers von weißer Wolle war, und nur die Jugend sie ringsum mit einem Purpurstreif (*toga praetexta*) verziert hatte.

Wie die Toga Staatskleid wurde, bedurfte aber der Mann des Erbes. Zwar legte er, sich gegen die Kälte zu schützen, wohl zwei und mehrere Tuniken an, aber sein öffentliches Erscheinen erforderte des Anstandes wegen ein Oberkleid, das leichter und bequemer war als die Toga und unter Umständen auch gegen das Wetter schützte. Solche Oberkleider (im Allgemeinen als *pallia* bezeichnet) wurden schon lange vor der Kaiser-

zeit getragen, die trabea sogar, der Reitermantel, galt nach der Tradition als römische Königstracht. Sie führen verschiedene Namen als paenula, lacerna, synthesis u. a.; es ist aber schwer über ihre Form und Beschaffenheit zur völligen Klarheit zu kommen. Es ist eben anzunehmen, daß Namen und Formen wechselten. Die Synthesis, ein schmückendes Kleid, wurde zum Mahle getragen, wie sie aber aussah, wissen wir nicht. Die



71. Römischer Kaiser mit Tunica und Lacerna.
(Statue.)

Pænula, von dichterem, auch friesartigem Stoff, war der Reisemantel, der Schutz gegen böses Wetter; sie hatte ein Kopfloch in der Mitte, deckte Schulter und Körper und konnte auch mit einer Kapuze versehen sein. Die Lacerna (Abb. 68—71) war ein Mantel, vollkommen der griechischen Chlamys gleich, nur weiter und länger; wie diese wurde sie auf der rechten Schulter mit einer Agraffe befestigt. Wenn wir die Bilder befragen, so ist es diese bequeme Form ganz vor allen, welche als gewöhnliches Kleidungsstück die Toga vertrat. Zur Kaiserzeit trägt sie der Römer in der Stadt und auf dem Lande: es trägt sie im Feldzuge der Kaiser und der Offizier, zu Fuß und zu Pferde (Abb. 90), bald breit und stattlich und reich verziert, bald leicht und klein von der Schulter herab elegant über den linken Arm gelegt, wie Mercur die Chlamys trägt. Für diese kleine Gestalt

kommt auch der vom kurzen gallischen Mantel entlehnte Ausdruck sagum vor. Das Sagum gehört nur zur Kriegstracht.

War in der Tracht des Mannes eine doppelte Tunica die Ausnahme, so war sie in der Höhezeit bei der Römerin, die sich damenmäßig kleidete, die Regel. Wie im niederen Stand die Tunica allein genügte, so hatte auch die Kleidung der vornehmen Römerin mit einer Tunica und dem Ueberwurf dazu begonnen, aber die reichere Ausbildung des Lebens und des Luxus führte die Doppeltracht herbei, bei welcher nur die untere Tunica,

die etwa den Dienst des Hemdes versah, diesen Namen behielt. Die obere, nunmehr stola genannt (Abb. 72), war ein reiches, faltiges, über die Füße fallendes Kleidungsstück geworden, das, gegürtet oder ungegürtet, wohl im Wesentlichen die alte Form bewahrte, aber doch stattlich und vornehm stand. Sie konnte Ärmel haben, kommt aber auch ärmellos vor oder mit kurzen Ärmeln, welche, in der Länge offen, auf dem Oberarm mit drei



72. Faustina, die jüngere, bekleidet mit Tunica und Stola. (Statue.)



73. Julia, Tochter des Kaisers Augustus, mit Stola und Palla. (Statue.)

Agraffen gehalten waren. Um den Fuß herum hatte die Stola regelmäßig einen volantartigen breiten Saum, die instita, angenäht, und ein schmalerer Saum pflegte sich um den Hals zu ziehen. Er konnte golden sein, wie überhaupt Schmuck und Farbe von diesem Gewande nicht ausgeschlossen waren. Der elegante Anzug der Matrone, der vornehmen Dame ruhte größtentheils auf der Schönheit und der Kostbarkeit ihrer Stola.

Wenn die Dame ausging, legte sie über die Stola das mantelartige Gewand, die palla (Abb. 73, 74), welche die Toga vertrat und auch wohl als weibliche Toga bezeichnet wurde. Sie war aber nicht so schwer und

massig wie die Toga des Mannes und wurde auch nicht so in außerordentlicher Weise oder nur in außergewöhnlichen Fällen getragen. Ihr Umwurf war ein freierer, und sie glich darin ganz dem griechischen Frauenhimation. Wie dieses, kommt sie in größerer und kleinerer Gestalt, schwerer und leichter und daher auch mit verschiedenen Bezeichnungen vor, konnte leicht übergeworfen werden oder auch so togaartig in voller Weise, daß sie die ganze Figur einhüllte, selbst — und das ist nicht selten — auch schleierartig den Kopf. Es gab übrigens auch besondere Schleier, dichter oder von äußerster Zartheit. Die ganze Kleidung der Frauen war von Alters her von Wolle. Leinwand, im Hausrath sehr gebräuchlich, wurde selbst für die untere Tunica wenig verwendet, die Wolle aber wurde mit der Zeit so fein gearbeitet, daß sie sich der Gliederung des Körpers auf das zarteste anschmiegte, oder so durchsichtig, daß sie die Hautfarbe durchscheinen ließ. Es war wie in Griechenland, das damals ja mit Rom in jeglicher Culturverbindung stand. So bedienten sich die Römerinnen auch der milasischen Wolle und der durchsichtigen koischen Gewänder. Zur Kaiserzeit wurde auch die Seide eingeführt und nach ihrer Art zart und glänzend zur Damenkleidung, auch wohl zur Herrenkleidung verwendet, erst in Halbseide, dann seit Heliogabal in ganzer Seide. Die Seide kam in Cocons und in Geweben. Es gab zu Rom Seidenfabriken und Seidengeschäfte, zu denen die Damen kamen ihren Bedarf an Seidenstoffen auszuwählen und zu kaufen.

Schon der Gebrauch der Seide weist darauf hin, daß die Kleider wenigstens zur Kaiserzeit farbig sein mußten. Auch die Kleidung der Frauen hatte mit dem Weiß der Wolle begonnen, aber im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt waren die farbigen Kleider durchaus vorherrschend. Die Damen liebten den Purpur, und ihnen wurde im Gebrauch dieser Farbe von Gesetzen wegen, d. h. um der Eifersucht der Kaiser willen, weniger Schwierigkeit gemacht. Auf den zahllosen Bildern von Pompeji und Herculaneum ist alles farbig; die Kleider erscheinen hellblau, roth, amethystfarben, violett, crocusgelb u. s. w. Zur Farbe trat das Muster hinzu und dergleichen die Stickerei; man sieht die Stoffe gemustert oder bestickt mit Streifen, Ornamenten oder Bordüren, mit Perlen und Gold. Die einfach würdevolle Matrone der alten Zeit war zur eleganten, reich geschmückten

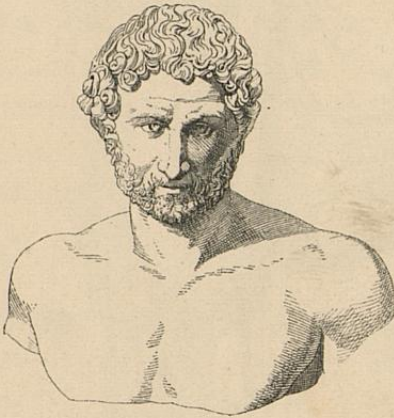


74. Kaiserin Messalina mit dem kleinen Britannicus. (Statue.)

Dame geworden. Sie hatte nicht mehr das ernste, gemessene Römerthum zu vertreten, sie war die Blüthe einer langen, hoch ausgebildeten Cultur, die Herrin der Welt, die ihr Huldigungen darbrachte, deren Mittel ihr zu

Gebote standen. Dem entsprach denn auch die sonstige Toilette, der sonstige Schmuck von Kopf zu Fuß.

Der Römer, d. h. der Mann widmete seinem Kopfe nicht grade auffallende Sorgfalt oder raffinirte Kunst. Durch seine ganze Geschichte hindurch erscheint der Kopf sehr einfach. Niemals schmückten ihn so schöne Locken von so studirter und künstlicher Behandlung wie den der Griechen. Wie dieser trug er das Haupt unbedeckt; für Reisen gab es wohl verschiedene, meist gespitzte Hutformen (*pileus*), aber in der Stadt zog er bei schlechtem Wetter höchstens eine Kapuze über den Kopf. Sonst war sein



75. Kaiser Hadrian.

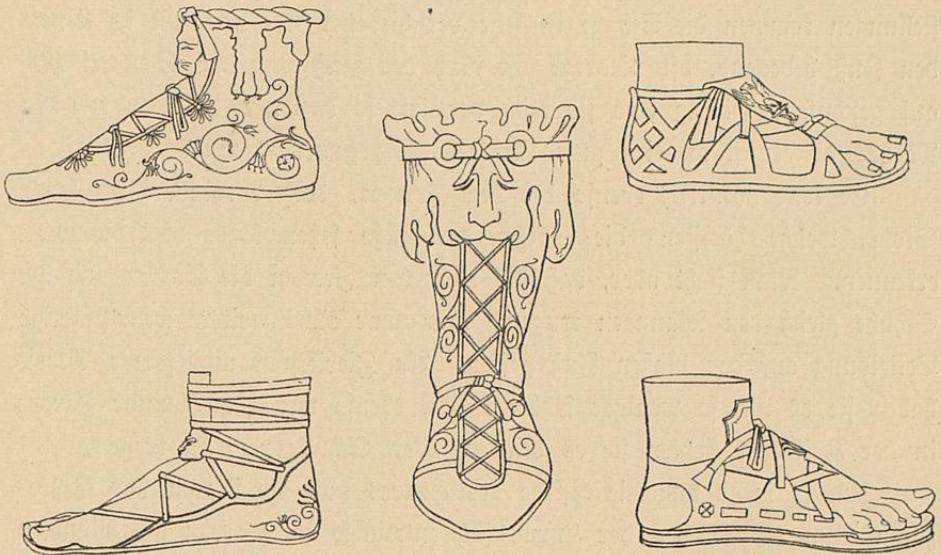


Kaiser Constantin der Große.

Haar, das er in sehr mäßiger Kürze trug, der einzige Schutz. Stutzer oder die Weichlinge der Kaiserzeit mochten es brennen und kräuseln, man bemerkt es aber nicht an den zahllosen römischen Köpfen und Büsten, die erhalten sind. In ältester Zeit trug der Mann den Vollbart in maßvoller Länge. Seit dem dritten Jahrhundert vor Christo kamen griechische Barbieri und Friseure aus Sicilien nach Rom, und nun wurde es Sitte den Bart zu scheeren. Von dieser Zeit bis auf Kaiser Hadrian (Abb. 75) sind alle römischen Gesichter glatt; nur die Armuth, die nicht einmal in den zahlreichen Barbierstuben das Rasiren zahlen konnte, behält den Bart und hier und da wohl ein jugendlicher Dandy. In Hadrian begegnet uns wieder der erste härtige Kopf mit kurzem Vollbart und kurzem Haupthaar. Von dem an wird der gestufte Vollbart wieder Mode und dauert bis zu

jener Zeit, da mit dem Verfall Roms der griechisch-byzantinische Einfluß aufs Neue Boden gewinnt. Nach Constantin (Abb. 75) erscheinen bärtige und unbärtige Kaiser, bis im Ostreich die unbärtigen bleibend werden. In der Blüthezeit also, so lange die feinste, griechische Sitte herrschte, war das glatt geschorne Gesicht die Regel des Anstandes für jeden Römer.

Die Fußbekleidung (Abb. 76) dagegen hatte der Römer fast mehr ausgebildet als der Grieche. Seine Geschicke führten ihn weiter und öfter



76. Römische Fußbekleidung.

durch die Welt und mehr dem kälteren Norden zu, was ihn allein schon zu festerer und sorgfältigerer Fußbekleidung zwang. Dennoch wurden die Sohlen häufiger getragen als die Schuhe, und die Stiefel galten selbst für unrömisch. Selbst der Soldat trug schwere, nagelbeschlagene Sohlen. Die Befestigung derselben war wie bei den Griechen zunächst mit einem Riemen zwischen der großen und der zweiten Zehe; das übrige Riemenwerk, das Fuß und Ferse und Gelenk umwand, war sehr mannigfach angeordnet und konnte reich und zierlich den Unterschenkel umgeben, von wo es sich gewissermaßen in Binden (fascies) fortsetzen konnte. Hosen (braccae), die eigentliche Beinbekleidung, trug der Römer nicht, es sei denn in den nordischen Kriegen. Weichlinge der Kaiserzeit führten sie allerdings auch in

Rom ein, aber noch Honorius verbot sie in der Stadt. Vergebens, mit dem Untergang Roms war diese unrömische Sitte allgemein geworden.

Schuhe, oder wie wir sagen würden Halbstiefel, Schuhe, die eben die Knöchel mitbedeckten oder bis dahin reichten, waren nicht selten; ja eine gewisse Art derselben gehörte zur Toga und zur Senatorentracht. Sie waren farbig, weiß, roth, blau u. s. w.; wie sie aber sonst geformt waren, läßt sich nicht mit Genauigkeit bestimmen; vermuthlich änderte sich auch ihre Form im Laufe der Zeiten. Auf den Statuen oder sonstigen Darstellungen kommen die Schuhe in sehr verschiedener Art vor, oft in Einem den Fuß bedeckend, oft niedrig, oft auch den Fuß und den Schenkel hinauf geschnürt. Häufig sind sie reich verziert, so daß man erkennt, wie viel Mühe und Kunst an eine gute Fußbekleidung gewendet wurde.

Es war natürlich ebenso bei den Frauen, doch verhindert die lange Stola, welche höchstens die Spitzen der Füße sehen läßt, viel davon zu erkennen. Man sieht aber, daß die römischen Frauen die Sohlen wie die Schuhe gleich den Männern trugen, und zwar ohne weitere strumpfbartige Bekleidung auf den bloßen Fuß gelegt. An Zierlichkeit und feiner Arbeit haben sie es um so weniger fehlen lassen, ebenso wenig an bunter Farbe; in der Kaiserzeit liebten sie es Riemen oder Schuhe roth zu tragen.

Um so mehr kam die Pflege des Haares und die Tracht des Kopfes zur Geltung. Seitdem der Luxus sich entwickelt hatte, trug die Römerin in der Regel den Kopf frei. In alten Zeiten hatte die Matrone den Schleier getragen, nicht das Gesicht einzuhüllen, sondern mehr als ein Zeichen der Würde oder als ein Puz, der von der Spitze des Hauptes über Rücken und Schultern herabfiel. Später kam er mehr und mehr außer Gebrauch, blieb aber regelmäßig der Braut zur Hochzeitstracht und zwar von röthlich-gelber Farbe. Auch sieht man nicht selten die Pallä (Abb. 74) über den Kopf gezogen, wie die griechische Frau es mit dem Himation machte; so war es noch später Sitte der Priesterin. Als aber die Mode das erste Wort in der Haartracht zu sprechen hatte und die Coiffüren überaus künstlich wurden, ließ sich die Sitte das Haupt zu bedecken nicht mehr damit vereinigen. Nur das Ungemach des Wetters oder sonst besondere Gelegenheiten wie priesterliche oder religiöse Handlungen konnten bei der römischen Dame noch die Veranlassung sein.

In historischer Zeit ist die Haartracht der Römerin vom Einfachen zum Künstlichen vorgehritten. Die Frisuren der Kaiserzeit (Abb. 77—80) in voller Kunst herzustellen, bedurfte es stets der Mühe und Arbeit mehrerer Sklavinnen, die zu diesem Dienste durch förmlichen, Monate langen Unterricht herangebildet waren. Kämme und Bürsten, Nadeln, Zangen und Brenneisen, große und kleine Spiegel, Pomaden, Oele, Schminken, Färbemittel und was dergleichen mehr ist, standen in reicher Fülle zu ihrem



77. Agrippina die jüngere,
Gemahlin des Kaisers Claudius.



Agrippina die ältere,
Gemahlin des Germanicus.

Geschäfte bereit. Der Toilettekasten der Römerin, nicht selten selber ein Kunstwerk, war mit allem ausgerüstet, dasjenige, was die Natur gegeben hatte, zur schönsten Entfaltung zu bringen, was sie aber versagt oder hinweggenommen, für das Auge wenigstens zu erheucheln. Ein entzückender Anblick die Römerin, wenn sie, ein vollendetes Kunstwerk, aus dem Ankleidezimmer hervorging, aber eine bittere Täuschung dem Liebenden, der die alternde zufällig, denn sie sah es ungern, bei der Toilette beobachtet hatte! Mit ihrer Kunst oder vielmehr ihren Künsten verstand sie es die Jugend wieder hervorzurufen, aber nur durfte sie die Künste nicht sehen lassen. Mit ihrer Kunst wußte sie selbst die Haare roth zu färben, als

zur Zeit der Germanenkriege das rothblonde Haar Mode geworden war. Sie ähte und beizte es und ließ die Sonne darauf wirken, und wenn das nichts half, so setzte sie eine Perrücke von germanischem Frauenhaare auf. Es war einfacher so. Manche deutsche Sklavin blühte aus diesem Grunde ihr Haar ein, auch manche Freie, denn es wurde in den germanischen Provinzen ein einträglicher Handel damit getrieben.

Un Abbildungen, zumal an Statuen und Büsten, welche uns noch



78. Faustina die jüngere,
Gemahlin des Kaisers M. Aurel.



Domitia,
Gemahlin des Kaisers Domitian.

heute die Coiffuren der römischen Damen in der Kaiserzeit vergegenwärtigen, fehlt es nicht. Die Formen sind äußerst mannigfach, zum Theil sehr individuell; sie wechselten nach der Mode des Tages. Dennoch lassen sich gewisse Gruppen unterscheiden, die sich meistens an griechische Typen anlehnen — auch hier spielt die griechische Cultur herein, — nur sind sie steifer, manierterter, mitunter bizarrer als ihre Vorbilder. Die einfachste Form ist wie die griechische, welche am meisten vorkommt: das Haar in der Mitte gescheitelt, auf beiden Seiten entweder in Flechten oder in einem Wulst nach rückwärts geschlagen, am Hinterhaupt in einem Nest vereinigt oder wieder zurück nach vorne geführt, um mit einem Knoten, dem *Nodus*,

über der Stirne zu enden. An diese Grundform schließt sich eine große Gruppe von Varianten an. Eine zweite Gruppe kann man als die Wellenfrisur bezeichnen: das Haar senkt sich vom Scheitel über Schläfen und Ohren in kunstvoll regelmäßig geschichteten Wellen herab und endet nestartig im Nacken. Diese Frisuren sind überaus häufig. Minder zahlreich ist jene Gruppe, bei welcher eine wohlgeordnete Reihe schöner Ringellocken das Haupt rings um den Nacken von Schläfe zu Schläfe umzieht. Sehr häufig dagegen ist die Diademfrisur, wie wir sie nennen wollen, bei welcher



79. Kaiserin Lucilla,
Gemahlin des Kaisers L. Verus.



Kaiserin Plautilla,
Gemahlin des Kaisers Caracalla.

ein Theil der Haare sich gleich einem geschwungenen Diadem, zuweilen in mehreren Schichten hinter einander, über der Stirne emporthürmt, eine Frisur, welche der Dame vielleicht die meiste Würde verlieh; sie ist aber auch von allen die steifste und barockste (Abb. 80).

Zu diesen Frisuren tritt ein reicher Schmuck von langen Nadeln, deren Köpfe zuweilen aus kleinen Figuren bestehen, von natürlichen oder goldenen Kränzen, von Diademen, an welche die Goldschmiedekunst alle ihre Geschicklichkeit in feinsten Arbeit, in Schmuck mit Perlen, Steinen und Email verwendet (Abb. 81). Die Römerin hatte früh die Liebe an Schmuck, wenn sie nicht schon ihr eigen war, von der Etruskerin gelernt, und grie-

chische Künstler und Handwerker waren es, welche in Rom diese Schmuckliebe künstlerisch befriedigten. Der Mann zwar, der Römer, begnügte sich in der Regel mit wenigem, mit einem Siegelring oder einer Fibula seinen Mantel auf der Schulter zu halten; mehr des Schmuckes zu tragen, die Finger mit vielen Ringen zu bestecken, oder gar mit schweren im Winter, mit leichten im Sommer, das gehörte zur Unbildung, zur Verweichlichung und war Sache des Emporkömmlings oder des Stuzers. Frauen dagegen



80. Kaiserin Matidia.

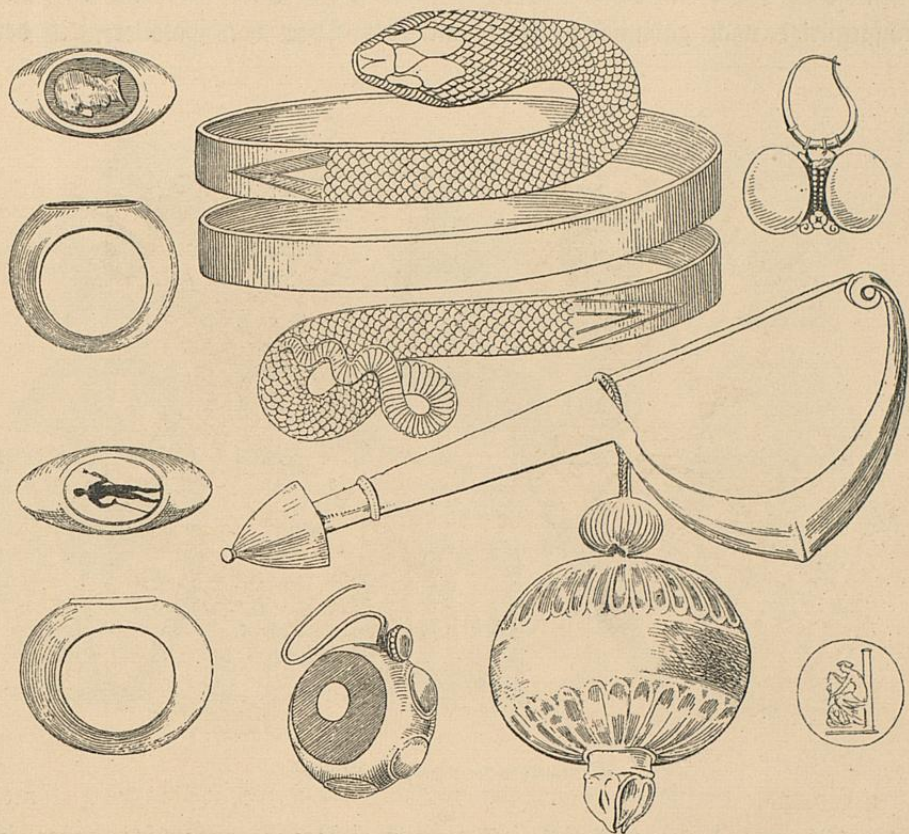


Julia, Tochter des Kaisers Titus.

trugen Schmuck in reicher Menge, wie im Haar, so in den Ohren, als Colliers mit allerlei zierlichen oder mysteriös bedeutungsvollen Anhängseln, mit Amuletten auf die Brust herabhängend, an Brochen und Spangen, an gewundenen, schlangenförmigen Armbändern, an Ringen, Gürteln u. s. w. Der Schmuck war oft so kostbar, daß sie ein großes Vermögen an sich trugen. So erschien einst Lollia Plautina, des Kaisers Claudius Gemahlin, mit Perlen und Smaragden so beladen, daß der Werth dessen, was sie an sich trug, — und sie wollte es mit Documenten beweisen — auf drei Millionen Gulden nach unserem Gelde geschätzt wurde. Und es war ihr Privatbesitz, nicht das Geschenk ihres kaiserlichen Gemahls. Nicht selten hing

eine oder auch mehr denn eine Million im Ohre in Gestalt einer einzigen Perle oder auch dreier Perlen, wie es eine Zeit lang Mode war, eine oben und zwei unten.

In dieser Zeit aber, in den ersten Jahrhunderten des Kaiserreichs, hatte die Schmuckliebe noch ihre edle Seite: neben dem materiellen Werthe

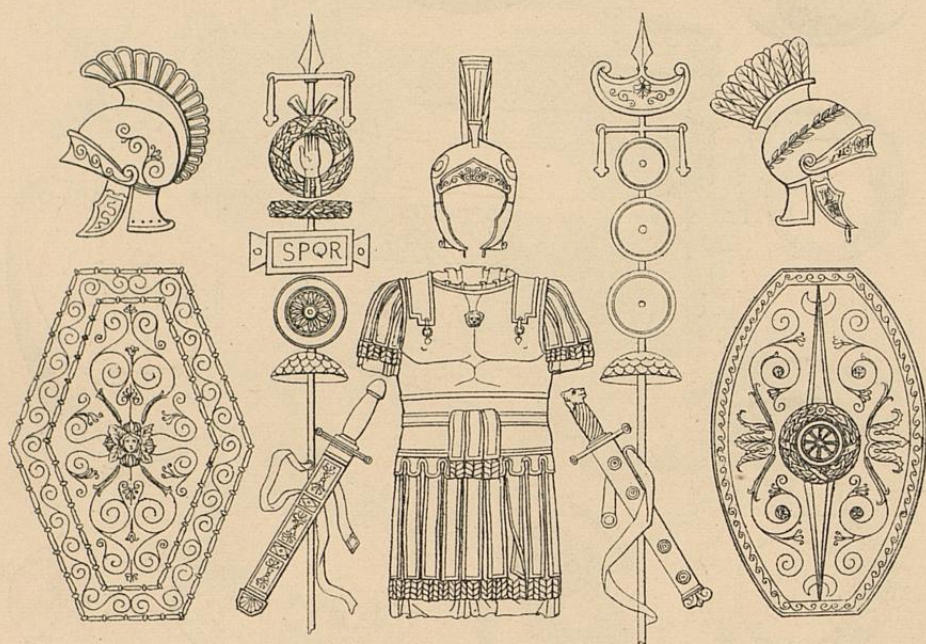


81. Schmuck der römischen Kaiserzeit. (Aus Pompeji.)

wurde die Kunst in Erfindung und Arbeit geschätzt. Das änderte sich aber, als im dritten und vierten Jahrhundert die Kunst verfiel und die Herrschaft nordischer Barbaren heranrückte. Da behielt das Material allein seinen Werth; man überlud sich mit Gold und Steinen in breiten Massen und bedeckte Tisch und Tafel damit. In solcher Art ging diese Seite des antiken Lebens und der antiken Kunst auf die germanischen Völkerschaften hinüber. Nicht viel besser war es mit Byzanz, wo immer noch ein gut

Theil der Technik blieb, wenn auch die Anwendung einen Vergleich mit Griechenland und Rom nicht aushalten konnte. — —

Die Friedenstracht des Römers, seine städtische Kleidung, wie sie bisher geschildert worden, scheint wenig für den Krieg geeignet, und sie wurde es um so weniger, je mehr sie sich in ihrer Größe und Masse entfaltete. Anfangs, heißt es, habe der Römer auch die Toga im Kriege getragen, aufgegürtet nach gabinischer Weise, mit der Toga der späteren Zeit der



82. Römische Waffen, Rüstung und Feldzeichen.

Republik war das unmöglich. Der miles Romanus mußte daher in seiner äußeren Erscheinung ein anderer sein als der civis Romanus; trug sich der Bürger weit und faltig, so der Soldat eng und kurz (Abb. 82 — 89).

Eine Nation wie die Römer, deren Lebenszweck Krieg und Eroberung war, mußte selbstverständlich das Waffenwesen allseitig durchbilden. Wie sie das Heer gliederte, gab sie jedem Gliede seine besondere Ausrüstung, und in dem Einen wie in dem Anderen, in der Gliederung des Heeres wie in der Ausrüstung, gab es im Laufe der tausendjährigen Geschichte zahlreiche Veränderungen, zahlreiche Neuerungen, es gab einen Fortschritt

und einen Verfall. Allein diesem nun nachzugehen, jeden Bestandtheil des Heeres nach seiner Art und Ausrüstung darzustellen, zu beschreiben und abzubilden, würde weit über Ziel und Gränze unserer Aufgabe hinausgehen; es kommt uns nur darauf an den römischen Soldaten als Gegenbild des römischen Bürgers in seiner charakteristischen Erscheinung zu schildern.

Der römische Soldat steht dem griechischen so nahe, wie die bürgerliche Tracht des Römers derjenigen des Griechen und gewiß nicht ohne guten



83. Römischer Soldat mit Schienentrüfung, von rückwärts.



84. Römischer Soldat mit Schienentrüfung, von vorne.



85. Römischer Soldat mit lorica (Leberrüfung).

Grund, nicht ohne den Culturzusammenhang, der früh und spät überall sich in der römischen Geschichte vordrängt. Der römische Soldat trägt in voller Ausrüstung den Brust- und Rückenpanzer, den eisernen oder ehernen Helm, Beinschienen, einen Schild, Lanze und Schwert. Die Spezialwaffen des Bogens, der Schleuder, der Art u. a. gehörten den Fremden, den Bundesgenossen. Diese volle Ausrüstung trugen schon die Soldaten des Servius Tullius, wenigstens diejenigen der ersten Steuerklasse. Mehr und mehr wurde die ganze Legion damit ausgerüstet, mit Ausnahme der leichten Glieder, bis in später Kaiserzeit theils die Größe des stehenden Heeres, theils die Zunahme barbarischer Völkerschaften im römischen Heere, theils

auch die Verweichlichung des Römers, dem zu schwer und lästig wurde, was seine Väter mühelos getragen hatten, einen Rückgang eintreten ließen. Dieser Rückgang führte zum Ablegen des Panzers oder zu einer leichteren Art, zum Leder, zurück.

Vom Leder (Abb. 85, 89) scheinen Rüstung (lorica, der Lederpanzer) und Helm (galea) ihren Ausgang genommen zu haben. Die historische



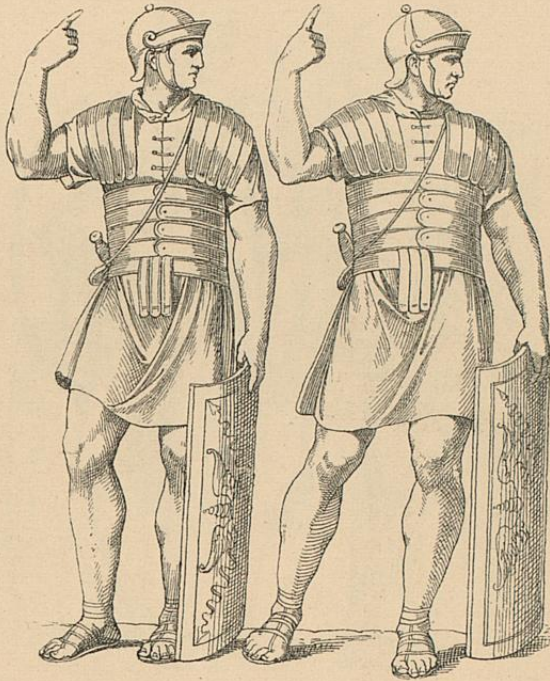
86. Prachtrüstung.
Drusus, Sohn des Kaisers Tiberius.



87. Kaiser Constantin II.,
4. Jahrhundert n. Chr. (Statue.)

Zeit kennt noch bei dem minder gut gerüsteten Soldaten den Lederpanzer mit rings horizontal darauf befestigten Eisenschienen, und ebenso als Helm eine Lederhaube, die mit Bügeln von Stahl oder Bronze im Kreuz beschlagen ist. Aber sehr frühe schon — der Vergleich mit der griechischen Geschichte weist darauf hin — existirte auch der geschmiedete Panzer, welcher, aus Brust- und Rückentheil bestehend und mit Schulterstücken und Gürtel verbunden, ganz wie der griechische, sich der Form des Oberkörpers anschmiegte (Abb. 86, 87); nur ging er tiefer als der griechische über den

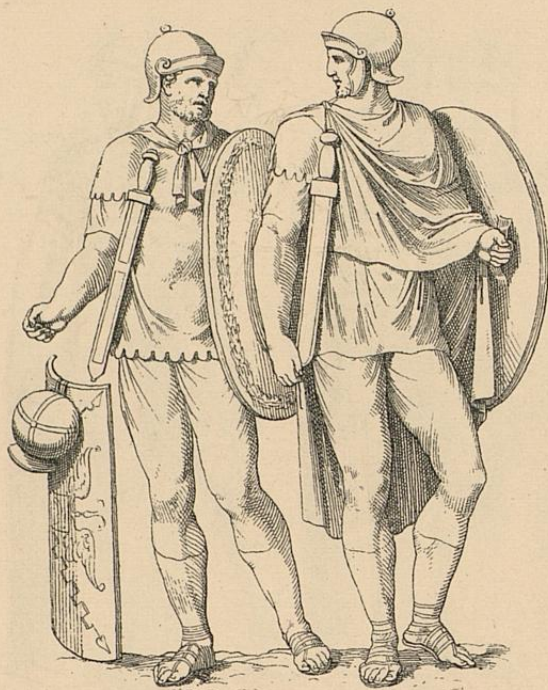
Unterleib herab, den noch senkrecht herabhängende, metallbeschlagene Bänder sicherten. Den geschmiedeten Brustpanzer trugen alle bestausgerüsteten Soldaten; der vornehme Offizier, der Legat oder Kriegstribun stattete ihn, seitdem griechische Künstler in Rom arbeiteten, mit Schmuck und zierlichem Bildwerk aus. So sieht man allerlei Darstellungen auf den Rüstungen der Kaiser an ihren Bildsäulen. Zu einem solchen Panzer gehörten Bein-



88. Soldaten mit Schienenrüstung. (Von der Trajanssäule.)

schienen (ocreae) aus dem gleichen Metall, Bronze oder Eisen, geschmiedet, der Form des Schenkels angepasst und mit Wolle gefüttert, zuweilen auch reich verziert. Der Helm hatte die gleiche Vollendung: ganz von Erz oder gestähltem Eisen, hatte die Haube einen tief herabgehenden Nackenschirm erhalten, Backenklappen und Visier, dazu als Schmuck einen Helmbusch von Federn oder rothgefärbten Pferdehaaren. Hadrian ließ auch die Helme seiner Reiter vergolden. So war der vollständige Helm, neben welchem die einfache Metallhaube oder die metallbeschlagene Lederhaube bei minder gut gerüsteten Soldaten in Gebrauch blieben.

So verschieden neben einander waren auch die Schildformen, doch versteht es sich, daß jede Abtheilung des Heeres oder der Legion allemal die gleiche Ausrüstung, die gleichen Waffen führte. Der Schild machte in der Geschichte, soviel sich aus den Nachrichten erkennen läßt, den Weg vom Größeren zum Kleineren und Leichterem. Je mehr der Panzer sich vervollkommnete, je weniger bedurfte man des Schildes. Auch gingen meh-



89. Soldaten mit Schwert und Schild. (Von der Trajanssäule.)

tere Formen neben einander her. Nicht römisch erscheint das scutum, die Hälfte eines der Länge nach durchgeschnittenen Cylinders, die sich gewissermaßen um den Leib bog. Der Fußgänger und der Reiter führten diesen Schild; jenem deckte er den Körper bis zu den Knien, zu den Beinschienen herab. In der Kaiserzeit waren die Legionen meist mit kleineren ovalen Schilden bewehrt. Diese Schilde hatten eine Verzierung oder Abzeichen nach der Abtheilung der Legion, zu welcher sie gehörten. Die Verzierung, aus Metall bestehend, diente zugleich zur Verstärkung des hölzernen, mit Leder oder Eisenblech überzogenen und mit Metall um-

ränderten Schildes. Ein Führer, der reich und vornehm genug war mit seiner Ausrüstung zu prunken, glänzte auch wohl mit einem silbernen Schilde.

Ebenso waren auch die Angriffswaffen von verschiedener Form. Die alte kurze Lanze, die hasta, war seit Camillus bei dem Legionssoldaten meistens durch das sechs Fuß lange pilum mit zwei Fuß langer Eisenspitze ersetzt worden. Schwer und nachdrucksvoll, zum kräftigen Stoß



90. Römischer Reiter mit Lorica und Sagum (Reitermantel).

und zum nahen Wurf gleich geeignet, war das Pilum die eigentliche gefürchtete und gefährliche Waffe des römischen Soldaten. Im Handgemenge trat dann auch zum kurzen Stoß unter dem Schilde das kurze, zweischneidige, lang zugespitzte Schwert, das er bis auf Hadrians Zeiten an einem Wehrgehent an der rechten Seite dicht unter der Achsel trug (Abb. 89). Dann nahm ein Messer oder Dolch seine Stelle ein, und das Schwert kam an die linke Seite. Gewöhnlich war das Schwert von Bronze; doch kommt es auch von Eisen vor. Auch andere Schwertformen führte zu Zeiten der Römer; als solche werden das gallische und das spanische Schwert genannt; sie waren länger, doch beide wieder verschieden.

So die Bewaffnung des römischen Soldaten, zu welcher natürlich noch eine gewisse Bekleidung gehörte, denn der Panzer trug sich nicht auf bloßem Leibe. Jeder Soldat, ob Offizier oder Legionär, trug eine kurze, in der Regel, namentlich in älterer Zeit, ärmellose Tunica. Wer einen Panzer zu führen hatte, legte ihn darüber. Ferner trägt Soldat und Offizier einen kurzen Schultermantel, das sagum, das, auf der rechten Schulter geheftet, die rechte Seite offen ließ; im Kampfe lag es locker auf dem linken, dem Schildarm. Die Fußbekleidung des Soldaten war wie die gewöhnliche und ebenso verschieden, nur war die Sohle von besonderer Stärke und auch wohl mit Nägeln beschlagen. In den Kriegen gegen die nordischen Barbaren hatten die Römer auch die Weinbekleidung, die Hose, kennen lernen. Die Germanen trugen sie nicht, aber ein Theil der Gallier, dann die Dacier, Pannonier und die Sarmaten. Der römische Soldat, ihnen gegenüber Winter und Sommer zu Felde liegend, nahm sie der Wärme wegen von ihnen an, doch nicht in der weiten, am Fuße gebundenen Form der Dacier, sondern enger anliegend und nur bis unter das Knie reichend, also in einer Form, welche dem antiken Gefühl weniger widersprach (Abb. 90). Als Rom verfiel und die Römer verweichteten, nahmen sie von den Soldaten die Hosen an, und von ihnen selber erst erhielten sie die Germanen, welche in ihren Heeren dienten und Rom in seiner letzten, gefährdeten Zeit schützten, bis sie die Herren desselben wurden. Bewaffnung, Führung, Kriegskunst gingen von den Römern auf sie über, aber als Barbaren noch nicht im Stande dasjenige, was sie erhielten, voll zu würdigen, führten sie es andere Wege, zu neuen Bildungen und Gestaltungen, zur Bewaffnung und Kriegsweise des Mittelalters. Auf diesem Wege wurde aus dem Römer der Ritter, wie das mittelalterliche Costüm aus der Umbildung des römischen hervorging.

Byzantiner.

Ganz anders als es im Abendlande geschehen sollte, vollzog sich die Umbildung oder Weiterbildung des antiken, des griechisch-römischen Costüms im griechischen Kaiserreiche. In Bezug auf das Waffenwesen war die Veränderung freilich von wenig Bedeutung, wenn man nicht das griechische Feuer, das aber außerhalb unserer Darstellung liegt, mit in Rücksicht bringt. Fremdlinge waren es, selbst Abkömmlinge des Nordens, welche im Solde des griechischen Kaisers dienten, seine Heere bildeten, seine Schlachten schlugen und Thron und Reich schützten.

Was im byzantinischen Reiche, in der Gesellschaft Constantinopels, am kaiserlichen Hofe mit dem Costüm vor sich ging, kann man auch eigentlich keine Umbildung nennen. Obwohl das Reich in seiner tausendjährigen Existenz Zeit genug dazu hatte, war die Veränderung doch keine so gründliche wie im Abendlande, wo dasjenige, was gegen den Schluß des Mittelalters, zur Zeit, da das griechische Reich sein Ende fand, aus dem antiken Costüm geworden war, sich als etwas vollständig Anderes in Wesen und Form darstellte. Im Abendlande hatte das Costüm, wie wir sehen werden, unter einem ununterbrochenen Zuge der Veränderung gestanden, bis aus diesem Zuge sich die stete Sucht nach Neuem, der Wechsel der Mode, wie er heute besteht, herausgebildet hatte. In Byzanz dagegen ist das Beharren der herrschende Charakterzug, wie in der Cultur, so im Costüm, bis daraus in jenem Zweige, der vom Byzantinismus außer der Religion allein geblieben, in der Kunst, ein völliger Stillstand geworden. So liegen die Dinge im Osten und im Westen grade umgekehrt.

Daher bleiben denn im griechischen Reiche an beiden Geschlechtern dieselben Kleidungsstücke der antiken Tracht; noch am Ende des Reiches sind sie unschwer erkennbar. Nichtsdestoweniger sind sie nicht ohne Abänderungen, ja dem Geiste nach wesentliche Abänderungen geblieben, wie ja auch das Kaiserthum Byzanz nicht ein stückweis Sterben war, sondern seine Schicksale hatte und wie jedes andere Reich auf- und wieder abstieg. Seit der Beendigung des Bilderstreites, seit Basilius dem Macedonier, erlebte es selbst ein paar Jahrhunderte erneuter Blüthe, da es so zu sagen aktiv war,

indem es den slavischen Völkerschaften Religion und Cultur brachte, eine Blüthe, die ja auch in seiner Kunstgeschichte wohl erkennbar ist. Zudem war Byzanz, vom Westen losgetrennt, allzunah an Asien und mit ihm in allzuenger Verbindung, um nicht orientalische Einflüsse erleiden zu müssen. Zu jener Zeit, da das oströmische Reich gegründet wurde, stand das persische in vollem Glanze, und wenige Jahrhunderte darnach erhob sich das Weltreich der Araber und rückte mit seinen Waffen und seiner neuen Cultur bis vor die Thore Constantinopels.

Die herrschende griechische Bevölkerung des Ostreiches, wie sehr auch hochgebildet, konnte solchen Einflüssen keine originale, lebensvolle Schöpferkraft entgegenstellen und gab sich ihnen daher zum Theil sehr gern und willig hin. Ohnehin hatten die römischen Kaiser seit Diocletian sich mit asiatischem Hofstaat zu umgeben und mit asiatischer Hoheit und Herrlichkeit von ihren Untergebenen zu trennen gesucht. Zu Constantinopel wurde der Hof in seinem Ceremoniell völlig wie ein asiatischer, nur daß er, mit der griechischen Kunst und Literatur hinter sich, auf die höchste Feinheit des Geistes und der Bildung Anspruch erhob. Zum asiatischen Pomp gehörten die orientalischen Kleiderstoffe, und diese allein mußten um ihrer Art willen dem Costüm ein anderes Aussehen geben, selbst wenn die Trachtenformen dieselben blieben.

In der antiken Kleidung, im classischen Costüm der Griechen und der Römer war durchweg Wolle derjenige Stoff gewesen, welcher den künstlerischen Charakter, den plastischen Werth des Costüms abgegeben hatte. Seide war allerdings seit beginnender Kaiserzeit viel getragen worden, aber sie hatte immer nur einen Nebenstoff gebildet. Im oströmischen Reich wurde das anders. Den Heimatländern der Seidenfabrikation näher gerückt, orientalischem Glanze mehr zugeneigt, war Byzanz mehr empfänglich für diesen schimmernden Stoff und seine Reichen und Vornehmen mehr begierig sich in Seide zu hüllen. Unter Justinian wurde nun auch der Seidenbau (552—555) eingeführt und die Fabrikation von Seidenstoffen in den griechischen Ländern selber betrieben, wodurch die Erlangung erleichtert, die Verbreitung allgemein wurde. Ein wesentlich malerischer Stoff trat also an die Stelle eines wesentlich plastischen.

Dazu kam ein anderes Moment. Der Orient hatte immer die bunt-

farbigen, gemusterten Stoffe vorgezogen, Griechenland und Rom aber die einfarbigen, wenn auch nicht farblosen und unverzierten. Der Orient hatte seine Seidenstoffe mit goldenen Mustern durchwebt und überstift, mit regelmäßigen, geometrischen Mustern in Kreisen, in Vier- und Vielecken, in Sternen, mit Pflanzen und Arabesken, mit Thierfiguren, wie Löwen,



91. Der kaiserl. Feldherr Valens. 5. Jahrhundert.
Spät römisches Kostüm mit gemustertem Stoff.
(Eisenstein in Monza.)



92. Kaiser Athanasius in Consulartracht.
6. Jahrhundert. Gemusterte Tracht.
(Von einer Eisenbeintafel.)

Adlern, Elefanten, zuweilen auch mit Gestalten höchst phantastischer Art, wie sie märchenhaft die morgenländische Phantasie seit Urzeiten geschaffen hat. Rom hatte dergleichen von sich abgewiesen bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts. Genau um diese Zeit aber, wie Ammianus Marcellinus berichtet, sah man die bunten Kleider aus dem Palaste der Cäsaren in die Straßen Roms herabsteigen, junge Eleganz, die ihre Mäntel zurückwarfen, um die langen Goldfransen und die Thierfiguren auf ihrer Tunica bewun-

dern zu lassen. Die Mode, die Anfangs bescheiden mit Blumen, Ornamenten oder Thierfiguren, in Kreisen eingeschlossen (Abb. 91), auftrat, wurde allgemeiner unter den Reichen und Vornehmen und ausschweifender in den Gegenständen. Man ging von Thierfiguren, von Löwen, Bären, Pantheren, Adlern, Elefanten zu Menschenfiguren und scenischen Darstellungen, zu völligen Bildern über, wie sie der Maler auf Wand und Tafel darstellt. Fromme Christen verzierten ihre Tuniken und Pallien mit Gegenständen der christlichen Geschichte, mit der Hochzeit zu Kana, mit den Wundern Christi und seiner Leidensgeschichte, glaubten damit ein frommes Werk zu thun und sich in einer Gott wohlgefälligen Weise zu kleiden.

Was in Rom noch auffallend war, so daß die Jugend sich um solche Tracht, wenn sie auf der Straße sich zeigte, versammelte und ihre Träger mit Lachen und Spott verfolgte, das wurde im christlichen Byzanz, bei den Römern Constantinopels, den Oströmern, zur gewöhnlichen Erscheinung. Die Byzantiner nahmen mit Begierde die buntgewirkten orientalischen Seidenstoffe auf und bestickten sie ferner mit Gegenständen ihres eigenen Geschmacks, unter denen die christlichen obenan standen. Und so war es auch die Geistlichkeit, welche die Mode am eifrigsten und am weitesten trieb. Noch heute haben sich Beispiele aus alter Zeit erhalten. Es sei z. B. an den Krönungsmantel des heiligen Stephan von Ungarn erinnert. Ja die Sitte dauert in der römischen Kirche noch fort bis auf den heutigen Tag.

Beides, Seide wie Gold, das den ganzen Prachtstoff durchzog und überzog und an allen Säumen glänzte, mußte nun dem Costüm ein ganz anderes Ansehen geben (Abb. 92—94, 96). Statt mit Schatten und Licht und Linie wirkte der neue Stoff mit Glanz und Schimmer und seiner farbigen Buntheit; das schwere Gold hielt den Stoff glatt oder zog ihn in grade, spitze Falten, wie man das überall an den byzantinischen Figuren sieht. Ein reicher Besatz von Goldborten mit Perlen und Edelsteinen, die in Massen aufgenäht wurden, wirkte in der gleichen Richtung. Sene Falte also, welche die charakteristische Schönheit des griechischen und römischen Costüms gebildet hatte, verschwand, und die Tracht verlor damit ihren plastischen Werth. Sie bedurfte daher auch nicht mehr der Masse und der Fülle wie ehemals, und das Gewand konnte mit weniger freigebiger Hand zugeschnitten werden. Je platter, flacher, faltenloser es auf dem Leibe lag,

je mehr wirkte der Glanz der Seide und des Goldes, je klarer erschien das bedeutungsvolle Muster.

So veränderte sich allerdings der Charakter der antiken Tracht im byzantinischen Reiche, obwohl die Stücke der Kleidung dieselben blieben wie in der classischen Zeit. Die Toga war freilich außer Gebrauch gekommen. Man sieht sie zuletzt auf den elfenbeinernen Consulardiptychen des vierten und fünften Jahrhunderts und später als Tracht der letzten Consuln oder Kaiser in Consulatracht, aber meist straff um den Leib gezogen und von buntgemustertem Stoffe (Abb. 92). Keine Spur trägt sie mehr von der alten Größe und Majestät. Aber die anderen Stücke sind alle geblieben, Himation und Pallium, die Chlamys und der Chiton, die Stola und die Tunica. Nur weiß man nicht, ob man die griechischen oder die römischen Namen gebrauchen soll, denn im Laufe des römischen Kaiserreichs ist wie die Cultur, so auch die griechische und römische Tracht völlig in Eins zusammenggegangen. Die Byzantiner nennen sich Römer und sprechen griechisch, und so ist auch ihre Tracht, wie man will, dem Ursprunge nach als römisch oder griechisch zu bezeichnen.

Die byzantinische Kleidung besteht also nach ihren Hauptstücken aus dem langen, angezogenen Rocke (Tunica oder Chiton) und dem Mantel. Dieser Mantel aber behält die Form des Himation, die togaartige schräge Umlage, wie die Griechen dieses Kleidungsstück trugen, nur in der Kunst, und zwar sind es Christus, die Apostel und andere ihnen nahe stehende Heilige, welche neben einfacher, weiter und langer Tunica stets und regelmäßig also bekleidet werden und diese Kleidung durch die ganze Geschichte bewahrt haben. Die byzantinische Mode dagegen verlangt den umgehängten, auf der rechten Schulter mit einer Agraffe zusammengehefteten Mantel (Abb. 93) in der Form, wie ihn schon die Römer trugen, nämlich in der Form der Lacerna, des Sagum oder der griechischen Chlamys. Er ist aber länger als die letztere, bei Vornehmen von reichem Stoffe und reich besetzt. Als Würdezeichen ziert oder verunziert ihn, wie man auf den Bildern häufig sieht, ein reiches, auf der Brust viereckig eingesetztes Stück von anderer Art, das schon auf den Consulardiptychen erscheint und wohl den *latus clavus* der Senatorentunica vertritt (Abb. 93). So tragen diesen Mantel regelmäßig die Vornehmen von Byzanz, so Kaiser Justinian und

▷ nach lesen!

seine Hofbeamten, so noch Kaiser Nisephoros Botoniates (1078—1081) auf seinem Bilde. Des letzteren Genossen aber, vornehme Hofbeamte, in bunter, steifer, gänzlich faltenloser Kleidung tragen ihn unter dem Kinn geknüpft oder geheftet, wie das damals Sitte im Abendlande wurde (Abb. 94).



93. Kaiser Justinian und sein Gefolge. 6. Jahrhundert. (Mosaikbild in Ravenna.)

An diesen Figuren sieht man zugleich, wie die Tunica durchaus steif und faltenlos geworden ist, obwohl sie bis auf die Füße herabreicht. Kriegsleute freilich und niederes Volk tragen sie kürzer. Und das ist die Veränderung, die formell mit ihr in Byzanz vor sich gegangen: sie ist ein sackartiger Rock mit langen, an der Hand geschlossenen Ärmeln geworden, der weder den Contouren und Formen des Körpers folgt, noch in der Falte Schönheit sucht. Worauf es ankommt, das ist Reichthum des Stoffes

und Befages. Der Charakter ist weibisch, was denn auch Liutprand, der Gesandte Ottos des Großen in Constantinopel, wohl erkannte. Der Beherrscher der Griechen, sagt er in seinem Bericht, trägt langes Haar, lange Kleider, weite Ärmel und eine Weiberhaube.



94. Kaiser Nikephoros Botaniates. 11. Jahrhundert. Faltenlose bunte Tracht. (Miniature in Paris.)

Diese Beschreibung ist, wie Liutprand selber angiebt, im Gegensatz gegen die kurze Kleidung des deutschen Kaisers zu nehmen. Die Bilder zeigen die vornehme Kleidung der byzantinischen Herren nicht die Füße bedeckend; die weiten Ärmel beziehen sich auf eine obere Tunica des Kaisers, wie denn das Tragen zweier oder mehrerer so wenig ausgeschlossen war, wie früher in Rom. Das lange Haar reicht nur eben über die Ohren und

in den Nacken herab; es wurde aber nach und nach häufigere Sitte, darüber eine Kopfbedeckung zu tragen, wie sie in verschiedener Gestalt auf dem Bilde des Nikephoros erscheint. Der Bart ist schwankend; bald ist das Gesicht glatt, bald mit kurzem Vollbart. Der Kaiser trug auch, von der Krone oder der Kronenhaube herabhängend, ein Stück seidenen Stoffes, welches den Nacken umgab und auf die Schultern fiel. Neuere Künstler

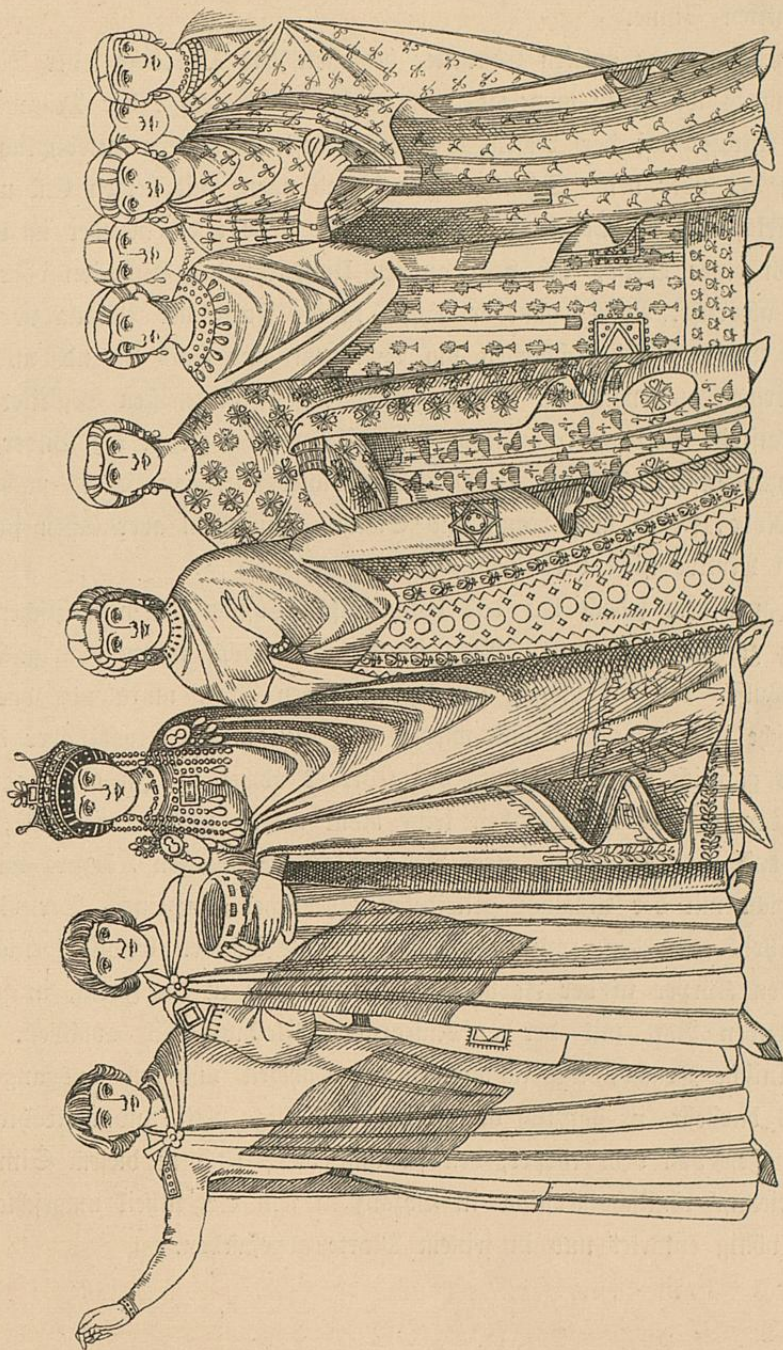
haben fälschlich auch Karl den Großen damit dargestellt. Weinbekleidung war allgemein geworden, Schuhe, von Leder oder von Seide und mit Gold und Perlen bestickt, hatten die Sandalen verdrängt, und den Unterschenkel, wo ihn die Kriegstracht sichtbar macht, deckt statt der alten Binden gewöhnlich ein bis zum Knie reichender Strumpf, der bei Vornehmen aus gemustertem oder gesticktem Seidenstoff bestand.

Prunkend und steif wandelte auch im Gegensatz gegen die Römerin die vornehme Frau (Abb. 96) von Constantinopel, zumal die Dame vom Hofe einher, gekleidet in den gleichen bunten, glänzenden Stoff von dem gleichen formlosen Zuschnitt. Ihr Rock war die Tunica (oder die Stola, wenn man ihn noch nach der römischen Matrone bezeichnen will), aber Freiheit und Fluß der Falten, die man noch zur Zeit der Scheidung beider Reiche, so an dem Bilde der Galla Placidia, des Theodosius Tochter, sieht (Abb. 95), waren verschwunden.

Man kann das nach und nach beobachten. Man sieht den Anfang schon auf den Bildern der Katakomben bei christlichen Frauen, deren Stola nicht selten sackartig faltenlos erscheint, geschmückt mit zwei goldenen oder purpurnen Streifen, welche senkrecht von den Schultern bis zu den Füßen herabgehen. Die Tunica der byzantinischen Dame reichte lang bis über die Füße herab, schloß sich eng um den Hals und mit langen Ärmeln eng um das Handgelenk. Wenn die Dame eine zweite Tunica trug, hatte diese kurze, offene Ärmel. Mit Stickerei, Borten und Besatz war sie schließ-



95. Galla Placidia, Tochter des Kaisers Theodosius. 5. Jahrhundert. Eisenbeintafel. Spätromische Tracht.



96. Kaiserin Theodora, Gemahlin Justinians, und ihr Gefolge von Damen und Herren. Byzantinische Kosttrachten. 6. Jahrhundert. (Mosaik in Ravenna?)

lich ein Kleid in unserem Sinne geworden und nicht mehr eine Gewandung im antiken Sinne.

Etwas mehr antiken Charakter bewahrte das Oberkleid, der Mantel. Wenigstens wurde er umgelegt, zwar nicht wie derjenige der Männer mit einer Agraffe auf der rechten Schulter geheftet, sondern gewöhnlich von hinten her über beide Schultern gelegt und vorne mit beiden Enden nach rückwärts über die Schultern geschlagen, und zwar über einander im Kreuz, also in einer Weise, die vom antiken Umwurfe des Himation oder der Pallia abweicht. Auch kommt er häufig in der Form der Pänula vor, mit einem Kopfloche fest geschlossen um Schultern und Hals liegend und mit den Armen aufgenommen. Diese Form tragen die meisten Begleiterinnen der Kaiserin Theodora auf Abb. 96. Ueberhaupt zeigen die Bilder, daß die byzantinischen Damen den Mantel verschieden trugen, sei es nach Zeit und Mode, sei es nach Rang und Stand. In allem aber lassen sich die antiken Motive nicht verkennen.

In Einem jedoch hat das byzantinische Costüm seinen classischen Ursprung gänzlich verleugnet. Nicht in der Haartracht, indem man z. B. in dem Wulst, der das Gesicht der byzantinischen Frau umrahmt, das alte griechische und römische Urbild wieder zu finden vermag, wohl aber darin, daß es gänzlich die Mitwirkung des Körpers abweist. In der byzantinischen Tracht spielt die Nacktheit keine Rolle mehr, weder der Arme, noch der Brust oder der Beine, noch viel weniger des ganzen Körpers wie bei dem leicht mit der Chlamys gekleideten athenischen Jüngling. Der Grieche war Christ geworden, und das Nackte war die Sünde. Ebenso wenig ließ man den Körper in der Farbe durchscheinen oder in der Form, in seinem schwellenden Bau mit der anschmiegenden Kleidung sich abbilden. Die byzantinische Tracht, wie sie sich in der Höhezeit und am Ausgange des Reiches darstellt, ist gänzlich verhüllend, gradlinig, platt und abstrahirt gewissermaßen von dem Körper, den sie umkleidet. Und in diesem Sinne ist das griechisch-römische Costüm in Byzanz in sein Gegentheil umgeschlagen; es ist völlig entartet und in seinem Marke abgestorben.